

Zeitschrift für
Familien-
forschung

Journal of Family Research

In diesem Heft:

- Bedeutung öffentlicher Kinderbetreuung für den beruflichen Wiedereinstieg von Müttern
- Leitbilder „guter Erziehung“ in einem digitalen Elternforum
- Die animierte Familie. Darstellungen von Familien in Zeichentrickserien
- Reproduktionsmedizin und Familiengründung – Potentiale sozialwissenschaftlicher Datensätze
- Erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern

Referiert im SSCI

2/2018



ISSN 1437-2940
30. Jahrgang 2018, Heft 2
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

<i>Editorial</i>	122
<i>Katharina Diener & Anne Berngruber</i> Die Bedeutung öffentlicher Kinderbetreuung für die Erwerbsentscheidung und den Erwerbsumfang von Müttern beim beruflichen Wiedereinstieg	123
<i>Fabian Gülzau</i> Sandkastengespräche im Netz? Leitbilder „guter Erziehung“ in einem digitalen Elternforum	151
<i>Christopher Studeny & Ulrike Zartler</i> Die animierte Familie. Darstellungen von Familien in Zeichentrickserien	176
<i>Anne-Kristin Kuhnt, Eva Depenbrock & Sabrina Unkelbach</i> Reproduktionsmedizin und Familiengründung – Potentiale sozialwissenschaftlicher Datensätze in Deutschland	194
<i>Johannes Jungbauer, Katharina Heitmann, Andrea Westphal & Miriam Vock</i> Erwachsene Kinder psychisch erkrankter Eltern: Ergebnisse einer explorativen Fragebogenstudie	216

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

seit fast drei Jahrzehnten veröffentlicht die *Zeitschrift für Familienforschung* | *Journal of Family Research* Originalarbeiten zu theoretischen, empirischen und methodologischen Fragestellungen über alle Aspekte und Phasen des Zusammenlebens in Familien und Partnerschaften über den gesamten Lebenslauf sowie zu den Wechselbeziehungen zwischen Familie und Gesellschaft.

Es ist die Zielsetzung der Zeitschrift, die interdisziplinäre Diskussion über alle familienbezogenen Fragestellungen fördern, die kritische Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand zu unterstützen und neue Forschungsansätze in der Familienforschung vorzustellen.

Ab Ausgabe 1/2019 wird die Zeitschrift den deutschsprachigen Teil ihres Titels ablegen und als *Journal of Family Research* nur noch in englischer Sprache erscheinen.

Ab sofort können deshalb nur noch englischsprachige Manuskripte eingereicht werden.

Bitte senden Sie Ihre Manuskripte ab sofort an die neue E-Mail-Adresse des *Journal of Family Research* unter: jfr@ifb.uni-bamberg.de.

Weitere Informationen finden Sie unter:
<http://www.journal-of-family-research.eu>.

Henriette Engelhardt-Wölfler
Geschäftsführende Herausgeberin | Editor-in-chief

Dear Readers,

for three decades, the *Zeitschrift für Familienforschung* | *Journal of Family Research* has been publishing original family-related research in the social sciences.

Starting with issue 1/2019, the *Journal of Family Research* will be published in English only and the German part of the title will be dropped.

From now on, all manuscripts must be submitted in English.

We welcome original research on theoretical, empirical and methodological issues, covering all aspects and stages of living in families and intimate relationships over the life course as well as the interrelations between family and society. We encourage and promote interdisciplinary discussion on all family-related research issues, critical assessment of the current state of the art, and innovative approaches on investigating family life.

Please submit your manuscripts to: jfr@ifb.uni-bamberg.de.

For further information, please consult our website at: <http://www.journal-of-family-research.eu>.

Kurt P. Bierschock
Redakteur | Managing editor

Katharina Diener & Anne Berngruber

Die Bedeutung öffentlicher Kinderbetreuung für die Erwerbsentscheidung und den Erwerbsumfang von Müttern beim beruflichen Wiedereinstieg

The relevance of public childcare for the decision on and working hours of mothers' re-entry into the labor market

Zusammenfassung:

Der Beitrag untersucht, welche Rolle öffentliche Kinderbetreuung bei der Erwerbsentscheidung und dem Erwerbsumfang von Müttern aus Paarhaushalten nach der Elternzeit spielt. Betrachtet werden Einstellungen der Mütter zur Kinderbetreuung und die tatsächliche Nutzung verschiedener Betreuungsmöglichkeiten während der Elternzeit sowie die Betreuungsquote auf Kreisebene. Datengrundlage sind die Paneldaten der DJI-Länderstudie der Jahre 2012 bis 2014. Für die Entscheidung wieder in den Beruf einzusteigen sind insbesondere der geplante Zeitpunkt der Rückkehr und der gewünschte Stundenumfang von Bedeutung. Eine positive Einstellung zur öffentlichen Betreuung von Kindern im Alter von ein bis zwei Jahren und die Betreuung in einer Kita oder in Tagespflege während der Elternzeit, sowie eine höhere Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene, führen dazu, dass Mütter in höherem Umfang wieder erwerbstätig werden.

Schlagwörter: Beruflicher Wiedereinstieg, Paare, öffentliche Kinderbetreuung, Elternzeit, Kinder jünger als drei Jahre

Abstract:

In this article, we analyse the role of public childcare for the decision on and working hours of mothers at re-entry into the labor market in couple households after parental leave. We focus on attitudes of mothers on childcare and the actual use of different opportunities for childcare during parental leave, as well as care rates on regional level. The database are panel data of the *DJI-Länderstudie* in the years 2012 to 2014. For the decision to return to work, the planned date of return and the favoured extent of weekly working hours are important. A positive attitude towards public childcare for children at the age of one to two years, care in a nursery school or in daycare during parental leave as well as a higher childcare rate on regional basis lead to a higher extent of working hours for mothers.

Key words: re-entry, couples, public childcare, parental leave, children younger than age three

1. Einführung

Der berufliche Wiedereinstieg nach der Geburt eines Kindes ist für Frauen von besonderer Bedeutung: zur Reduktion von sozialer Ungleichheit bezogen auf die Erwerbsein-

kommen von Männern und Frauen (*gender pay gap*) (Boll 2010; Beblo et al. 2009), die finanzielle Unabhängigkeit von Frauen sowie deren finanzielle Absicherung im Alter (*gender pension gap*) (Frommert et al. 2013; Strauß 2010). Eine Erhöhung der Erwerbsquoten von Frauen dürfte zudem mittelfristig zur Abmilderung des zu erwartenden Fachkräftemangels beitragen (Fuchs/Zika 2010).

In den letzten zehn Jahren wurde die außerhäusliche Betreuungssituation von Kindern jünger als drei Jahre verstärkt ausgebaut. Seit dem 1. August 2013 besteht nun für Kinder ab der Vollendung des ersten Lebensjahres ein allgemeingültiger Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz (BMFSFJ 2015). Ziel dieses Ausbaus war es zum einen, durch die institutionelle Betreuung, soziale Ungleichheiten im Aufwachsen von Kindern aus bildungsfernen Elternhäusern abzufedern und zum anderen die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für beide Elternteile nach der Geburt eines Kindes zu verbessern und damit Frauen den Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt zu erleichtern.

Der Ausgangspunkt des verstärkten Ausbaus der öffentlichen Kindertagesbetreuung war der sogenannte „Krippengipfel“ im April 2007. Am 16. Dezember 2008 trat schließlich das Kinderförderungsgesetz (KiföG) in Kraft, das zum 1. August 2013 einen Rechtsanspruch für alle Eltern von Kindern ab dem vollendeten ersten Lebensjahr auf einen Betreuungsplatz in einer Kindertageseinrichtung oder der Kindertagespflege vorsah. Bei Inkrafttreten des Rechtsanspruchs sollten geplant 750.000 Plätze zur Verfügung stehen, was einem Betreuungsbedarf von 35% aller Eltern mit Kindern unter drei Jahren entsprach. Zum 1. März 2014 – also kurz nach Inkrafttreten des Rechtsanspruchs – lag die tatsächlich realisierte Betreuungsquote bei 32,3% (BMFSFJ 2018: 9), wobei der elterliche Bedarf mittlerweile sogar auf 45,2% geschätzt wird (BMFSFJ 2018: 12).

Während des stufenweisen Ausbaus bis zum 31. Juli 2013 bestand eine Übergangsregelung, die die Träger der öffentlichen Jugendhilfe verpflichtete, Kinderbetreuungsangebote für Eltern, die erwerbstätig oder in Ausbildung sind oder Leistungen zur Wiedereingliederung in Arbeit erhalten, bereitzustellen (bedingter Rechtsanspruch). Zudem sollten insbesondere Kinder, die einen besonderen Förderbedarf haben, vom Ausbau profitieren (vgl. §24 SGB VIII).

Insbesondere im internationalen Vergleich wird allerdings deutlich, dass Deutschland beim Ausbau der Kindertagesbetreuung noch stark aufholen kann. Im EU-Vergleich positioniert sich Deutschland zwischen den nordischen Ländern mit den höchsten und den osteuropäischen Ländern mit den niedrigsten Betreuungsquoten von Kindern unter drei Jahren eher im unteren Mittelfeld (Mills et al. 2014, European Commission et al. 2014).

Für Deutschland liegen mittlerweile einige Studien vor, die den Einfluss verschiedener familienpolitischer Leistungen auf die zeitliche Veränderung des Wiedereinstiegs von Müttern über mehrere Kohorten hinweg untersucht haben (z.B. Bauernschuster/Schlotter 2015; Frodermann et al. 2013; Geyer et al. 2012; Weber 2004; Drasch 2012; Schönberg/Ludsteck 2014). Für das im Jahr 2007 eingeführte Elterngeld konnten Forschungsergebnisse zeigen, dass sich die Erwerbsbeteiligung der Mütter im ersten Jahr nach der Geburt des Kindes zwar reduziert hat, die Rückkehrwahrscheinlichkeit im zweiten Lebensjahr des Kindes aber sogar gestiegen ist (Geyer et al. 2012: 6; Wrohlich et al. 2012: 57). Im Vergleich zur Situation vor Einführung des Elterngeldes zeigen sich leicht positive Beschäftigungseffekte im zweiten Lebensjahr des Kindes vor allem für diejenigen Gruppen, die früher in diesem Alter des Kindes Erziehungsgeld hätten beziehen können: Frauen mit

niedrigem Einkommen und Alleinerziehende (Geyer et al. 2012: 6). Des Weiteren gibt es einige Studien, die sich mit den soziodemografischen Determinanten auseinandersetzen, die es wahrscheinlicher machen, dass Mütter nach der Geburt eines Kindes wieder in den Beruf einsteigen (z.B. Hoherz 2014, Drasch 2012, Rupp/Beier 2013). In den letzten Jahren nehmen weitere Studien auch das Angebot an öffentlicher Kinderbetreuung für Kinder unter drei Jahren (z.B. Arntz et al. 2014, Kreyenfeld/Hank 2000) sowie die strukturellen Möglichkeiten einer Region anhand der Arbeitslosen- oder Beschäftigungsquote der Frauen in den Blick (z.B. Grunow/Müller 2012).

Allerdings können nicht nur soziodemografische Einflussfaktoren, der institutionelle oder regionale Kontext, sondern auch individuelle Einstellungen der Mütter ihre Entscheidung erwerbstätig zu sein beeinflussen (Fortin 2005, Algan/Cahuc 2006, Albrecht et al. 2000).

Die vorliegende Studie ist eine der ersten in Deutschland, die unter Verwendung von Surveydaten der Frage nachgeht, inwiefern individuelle Einstellungen von Müttern gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung, die Betreuungssituation des Kindes während der Elternzeit und öffentliche Betreuungsmöglichkeiten die Erwerbsentscheidung, als auch den Erwerbsumfang von Müttern beim beruflichen Wiedereinstieg beeinflussen. Daneben wird untersucht, inwiefern die Inanspruchnahme von Elternzeit durch den Partner eine Rolle für die Erwerbsentscheidung und den tatsächlichen Erwerbsumfang der Mütter spielt. Die empirischen Analysen verknüpfen damit Makroindikatoren mit Individualdaten und Einstellungen zur institutionellen Kinderbetreuung.

Zur Untersuchung dieser Forschungsfrage werden Paneldaten der DJI-Länderstudie zu den drei Messzeitpunkten 2012, 2012/2013 und 2013/2014 herangezogen. Damit liegen Informationen zur Betreuungssituation von Familien in Deutschland im Zeitraum des Inkrafttretens des Rechtsanspruchs auf einen öffentlichen Betreuungsplatz für Kinder ab Vollendung des ersten Lebensjahres im Jahr 2013 vor. Die Analysen beschränken sich auf Mütter, die mit einem Partner zusammenleben und mindestens zweimal befragt wurden. Es wird ein Heckman-Selektionsmodell berechnet, um die zwei Zielzustände, zum einen die Wahrscheinlichkeit der Rückkehr in die Erwerbstätigkeit und zum anderen den für die wieder erwerbstätigen Mütter realisierten Stundenumfang zu bestimmen.

2. Forschungsstand zu Determinanten des beruflichen Wiedereinstiegs von Müttern

Analysen von Büchel und Spieß (2002) zur Wirkung frühkindlicher Betreuung vor Beginn der Reform der Kinderbetreuung im Jahr 2008 zeigen einen positiven Zusammenhang auf zwischen einem höheren Bildungsniveau der Mutter und ihrer Erwerbstätigkeit sowie einer institutionellen Betreuung (Krippe oder Tagesmutter). Zudem wünschen sich erwerbstätige Mütter, die ihr Kind halbtägig institutionell betreuen ließen, überproportional oft eine Ausdehnung der Arbeitszeit, was aber aufgrund der damaligen Betreuungssituation nicht möglich war und zu einer unfreiwilligen Halbtagsbetreuung führte. Ihre Analysen deuten darauf hin, dass eine zeitlich umfangreiche institutionelle Betreuung mit einem intensiveren Erwerbsverhalten der Mütter einhergeht. Kreyenfeld und Hank (2000) plädieren dafür, für

Analysen zum Einfluss öffentlicher Kinderbetreuung auf die Erwerbstätigkeit von Müttern die Verfügbarkeit von öffentlichen Kinderbetreuungsplätzen zu nutzen, anstatt die Kosten und die damit verbundene Finanzierbarkeit durch die Eltern in den Vordergrund zu stellen. Ihre Analysen für Westdeutschland zeigen allerdings keinen Einfluss der regionalen Verfügbarkeit von Kinderbetreuungseinrichtungen (Krippe, Kindergarten oder Hort) auf die Erwerbsentscheidung von Müttern, was mit der schlechten zeitlichen Abdeckung der Einrichtungen begründet wird. Kindergartenplätze sind zwar vorhanden, ermöglichen aber kaum Erwerbstätigkeit der Mutter aufgrund der beschränkten Öffnungszeiten. Beide Ergebnisse sprechen dafür, dass durch den Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung für unter Dreijährige die Erwerbstätigkeit von Müttern gestiegen sein müsste.

Es gibt verschiedene Studien, die die Situation nach dem Ausbau auf Basis von Befragungsdaten und Simulationsschätzungen betrachten. Mit Befragungsdaten stellen Andronescu und Carnes (2015) dar, dass der gestiegene Anteil von Frauen, die erwerbstätig sind, einhergeht mit einem größeren Angebot von Kinderbetreuungsplätzen für Unter-Dreijährige und je nach Politik der einzelnen Bundesländer variiert. Sie konnten ebenfalls zeigen, dass die Variation im Angebot öffentlicher Kinderbetreuung in den Bundesländern das Ergebnis konkurrierender Vorstellungen bezüglich Familie der jeweiligen politischen Parteien (moderne versus traditionelle Familienbilder) ist, aber auch vom Anteil erwerbstätiger Frauen und religiösen Einstellungen abhängt.

Auf Basis von Simulationsstudien zeigen Haan und Wrohlich (2011), dass finanzielle Subventionen bei der Kinderbetreuung, je nach Beschäftigung, das Arbeitsangebot von Frauen erhöhen. Aber auch Bonin et al. (2013) stellen fest, dass mit dem Ausbau der Kindertagesbetreuung eine höhere Erwerbstätigkeit von Müttern mit unter Dreijährigen und einer größeren Anzahl von Kindern in Kitas einhergeht. Die Simulationen zeigen, dass insbesondere Mütter aus den unteren Einkommensgruppen mit Kindern im Alter von zwei bis drei Jahren ihre Erwerbstätigkeit ausweiten würden, wenn die öffentlich-finanzierte Kinderbetreuung so ausgebaut wäre, dass für alle Kinder, deren Eltern eine öffentliche Betreuung wünschen, ein Platz zur Verfügung stehen würde.

Müller und Wrohlich (2016) stellen mit ihren Simulationen einen geringfügigen positiven Effekt der Einführung des Rechtsanspruchs auf öffentliche Kinderbetreuung und des Betreuungsgeldes auf das Arbeitsangebot der Mütter fest, wobei, getrennt betrachtet, die alleinige Einführung des Rechtsanspruchs zu einer höheren Erwerbsquote und einem höheren Erwerbsumfang geführt hätte. Die alleinige Einführung des Betreuungsgeldes hingegen hätte negative Effekte auf die Erwerbstätigkeit von Müttern gehabt.

Nach Simulationen von Müller et al. (2013a und 2013b) ist ein Anstieg der Müttererwerbstätigkeit durch den Rechtsanspruch zu erwarten.

Zahlreiche Studien belegen auch, dass das Angebot und die Nutzung öffentlicher Kinderbetreuung die Erwerbsbeteiligung von Müttern signifikant erhöht (Steiber & Haas 2009, Uunk et al. 2005, Del Boca et al. 2009, Bauernschuster & Schlotter 2015). Die Kinderbetreuungsquote, d.h. der Anteil der betreuten Kinder an allen Kindern derselben Altersgruppe, die in offiziellen Statistiken seit einigen Jahren ausschließlich verwendet wird, kann als ein Proxy gesehen werden, der die Wechselwirkung zwischen politischem Engagement zum Ausbau der Kinderbetreuung und der persönlichen Entscheidung zur Nutzung beschreibt. Sie beschreibt das regionale Umfeld und stellt eine Opportunitätsstruktur des Angebots dar.

Insgesamt kommen die genannten Studien zu dem Ergebnis, dass der Ausbau von Kinderbetreuung für unter Dreijährige die Erwerbstätigkeit von Müttern erhöht. Allerdings gibt es verschiedene Nutzergruppen. In den vergangenen Jahren nahmen während des Betreuungsausbaus vor allem höher Gebildete und Doppelverdiener einen institutionellen Betreuungsplatz in Anspruch (Alt et al. 2014; Schober/Spieß 2012; Fuchs-Rechlin/Bergmann 2014). Durch den Ausbau stieg der Anteil von hoch gebildeten Müttern, die ihr Kind in einer Kindertagesstätte (Kita) betreuen lassen, deutlich stärker an als in den anderen Bildungsgruppen (Schober/Stahl 2014; Alt et al. 2014). Familien mit Migrationshintergrund sowie Mehrkindfamilien hingegen nutzen immer noch seltener eine außerhäusliche Kinderbetreuung, wobei mit zunehmendem Alter des Kindes soziale Ungleichheiten bei der Inanspruchnahme abnehmen (Fuchs-Rechlin et al. 2014).

Als „freiwillige Nichtnutzer“ von öffentlicher Kinderbetreuung bezeichnen Alt et al. (2016: 695) Mütter von Kindern unter drei Jahren, die sich um keinen Kitaplatz gekümmert haben und auch keinen in Anspruch genommen hätten, selbst wenn sie einen erhalten hätten. Sie können zeigen, dass sich Mütter seltener um einen Kitaplatz bemühen, wenn sie verheiratet sind, mehrere Kinder haben und aus Westdeutschland kommen. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass trotz des erweiterten Angebots von öffentlicher Kinderbetreuung, Einstellungen und Normen dazu führen können, dieses Angebot nicht zu nutzen. Damit erklärt nicht nur der institutionelle Kontext die Erwerbtsentscheidung und den -umfang von Müttern, auch Einstellungen von Müttern bezüglich Erwerbstätigkeit und öffentlicher Kinderbetreuung spielen beim Wiedereinstieg eine Rolle.

Fortin (2005) sowie Algan und Cahuc (2006) untersuchen im OECD-Vergleich, ob Einstellungen zu Geschlechterrollen die Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen beeinflussen. Die Ergebnisse zeigen, dass anti-egalitäre Einstellungen sehr stark negativ mit Beschäftigungsquoten für Frauen korrelieren. Nach Albrecht et al. (2000: 604) korrelieren die Einstellungen von Müttern mit der Wahrscheinlichkeit selbst Vollzeit zu arbeiten.

Doch welche Rolle spielen Einstellungen gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung bei der Erwerbstätigkeit von Müttern und wovon hängen Einstellungen gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung ab?

Für Deutschland zeigen Adler und Bryfield (1997) – anhand der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) für 1991 – einen klaren regionalen Unterschied in den Einstellungen gegenüber Erwerbstätigkeit. Ostdeutsche Frauen bewerten im Vergleich zu westdeutschen Frauen Erwerbstätigkeit und die damit verbundene sozioökonomische und soziale Anerkennung häufiger als sehr wichtig. Ergebnisse von Bauernschuster und Rainer (2012) zeigen, dass Ostdeutsche signifikant häufiger egalitäre Geschlechterrolleneinstellungen haben als Personen aus Westdeutschland. Goerres und Tepe (2011) stellen zudem fest, dass Erwartungen gegenüber dem Wohlfahrtsstaat sich in Ost- und Westdeutschland immer noch stark unterscheiden und diese die Nachfrage nach öffentlicher Kinderbetreuung stark pfadabhängig macht.

Des Weiteren können Studien zeigen, dass auch individuelle Faktoren der Mütter, aber auch der Haushaltskontext bezüglich der Rückkehrwahrscheinlichkeit eine zentrale Rolle spielen. So sinkt mit zunehmendem Alter der Mutter bei der Geburt des Kindes die Wahrscheinlichkeit für eine Rückkehr in den Beruf (Elsas et al. 2013; Weber 2004; Drasch 2012). Die Qualifikation der Mütter ist für die Dauer der Erwerbsunterbrechung von besonderer Bedeutung. Je höher Qualifikation und Bildungsniveau, umso kürzer un-

terbrechen Mütter ihre Erwerbstätigkeit (Drasch 2013; Elsas et al. 2013; Grunow et al. 2011; Ziefle 2009; Weber 2004). Aber auch ein hohes Berufsprestige und ein hohes Einkommen führen dazu, dass Frauen ihre Erwerbstätigkeit seltener und kürzer unterbrechen (Feider 2006; Hoherz 2014). Auf den Umfang der Erwerbstätigkeit nach dem Wiedereinstieg haben die sozioökonomischen Ressourcen ebenfalls Einfluss. Wie Frodermann et al. (2013) in ihren Analysen herausfinden, unterscheiden sich die Determinanten für die Wahl von Voll- und Teilzeit bei Müttern grundlegend.

Bezogen auf den Haushaltskontext zeigen Schober und Zoch (2015), dass auch die Inanspruchnahme von Elterngeld bedeutsam für die Aufteilung von Familien- und Hausarbeit und damit auch für die Erwerbsneigung von Müttern ist. Eine Intention der Elterngeldreform 2007 und des Ausbaus der öffentlichen Kinderbetreuung war, eine gleichmäßigere Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit zu ermöglichen. Eine egalitäre Aufgabenteilung bei Eltern stellt sich im vierten Jahr nach der Geburt häufiger dann ein, wenn Väter Elternzeit nahmen, im Vergleich zu Vätern ohne Elternzeit. Die Beteiligung der Väter ist aber auch nur dann höher, wenn sie nicht gleichzeitig mit der Partnerin Elternzeit genommen hatten. Eine längere Elternzeit von Müttern geht wiederum mit einer traditionelleren Arbeitsteilung im Haushalt und bei der Kinderbetreuung einher, auch nach Rückkehr beider Partner in die Erwerbstätigkeit (Schober/Zoch 2015).

Daneben beeinflusst auch der Familienstand der Mutter das Rückkehrverhalten. Verheiratete Frauen und Alleinerziehende unterbrechen ihre Erwerbstätigkeit länger und kehren später wieder zurück als Mütter mit Partner, aber ohne Trauschein (Elsas et al. 2013). Je mehr Kinder außerdem in einer Familie leben, umso häufiger bleiben Mütter zu Hause und betreuen die Kinder (Drasch 2012).

Regionale Disparitäten im Wiedereinstiegsverhalten von Müttern zeigen sich zwischen ostdeutschen und westdeutschen Müttern vor und nach der Wiedervereinigung (z.B. Drasch 2012, 2013). Aufgrund unterschiedlicher institutioneller Regelungen in Ost- und Westdeutschland vor der Wiedervereinigung sind regionale Unterschiede in der Dauer der Erwerbsunterbrechung von Müttern sichtbar. Im vereinigten Deutschland gleichen sich die Rückkehrzeiten einander stärker an, allerdings kehren auch über 20 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung ostdeutsche Frauen immer noch früher und in einem größeren Stundenumfang auf den Arbeitsmarkt zurück als westdeutsche Frauen (Drasch 2011: 178ff; Grunow/Müller 2012; Kreyenfeld/Geisler 2006: 347ff.). Grunow und Müller (2012) zeigen, dass ostdeutsche Mütter, die vor der Geburt ihres ersten Kindes längere Zeit in Westdeutschland gelebt haben, früher wieder auf den Arbeitsmarkt zurückkehren als westdeutsche Frauen, aber immer noch später als ostdeutsche Frauen. Dieses Ergebnis wird von den Autorinnen „als Hinweis auf eine fortschreitende kulturelle Adaption“ gesehen (ibid: 26).

Ost- und Westdeutschland unterscheiden sich zudem hinsichtlich des elterlichen Bedarfs als auch des Ausbaustands der öffentlichen Kinderbetreuungsangebote. In Ostdeutschland ist zudem der elterliche Bedarf als auch die tatsächliche Betreuungsquote deutlich höher als in Westdeutschland (BMFSFJ 2018: 15).

Die Arbeitsmarktnachfrage spielt ebenfalls eine Rolle bei der Entscheidung einer Rückkehr in die Erwerbsarbeit. Studien zeigen, dass eine hohe Arbeitslosenquote die Rückkehrwahrscheinlichkeit von Müttern erhöht (Grunow/Müller 2012: 23; Grunow et al. 2011; Weber 2004). Zu vermuten ist, dass eine unsichere Arbeitsmarktlage, die Angst um

den Verlust des Arbeitsplatzes sowie die Sicherung des Familieneinkommens, Einfluss auf die Arbeitsmarktpartizipation von Müttern haben. Hinzu kommt, dass in Zweiverdierhaushalten im Falle eines Arbeitsplatzverlustes des Mannes Frauen vermutlich stärker dazu angehalten sind, die Familiernährerrolle zu übernehmen (Brehmer et al. 2010).

3. Theoretische Betrachtung und Hypothesen

Als mikroökonomisches Modell kann zur Erklärung des Arbeitsangebots von Müttern die neoklassische Theorie herangezogen werden. Mütter werden demnach als nutzenmaximierend verstanden und bewerten Kosten und Nutzen der Erwerbsarbeit im Vergleich zum Nutzen unbezahlter Sorgearbeit (Care-Arbeit) (Mincer 1962). Becker (1965, 1981) hat dieses Konzept erweitert. Die Neue Haushaltsökonomie von Becker ist ein Gemeinsame-Präferenzen-Modell, mit dem Ziel, die Arbeitsteilung im Haushalt und das daraus resultierende Arbeitsangebot von Männern und Frauen zu erklären. Die Neue Haushaltsökonomie unterstellt eine statische Nutzenfunktion für den gesamten Haushalt. Die Maximierung einer gemeinsamen Nutzenfunktion geht einher mit einer effizienten Zeitverwendung. Diese wird durch eine Spezialisierung der Haushaltsmitglieder erreicht, bei der das Haushaltsmitglied mit dem größten Einkommen die Erwerbsarbeit übernimmt und der Partner mit dem geringen Einkommen sich auf die Haushaltsarbeit spezialisiert. Partner spezialisieren sich hinsichtlich ihrer komparativen Produktivitätsvorteile. Becker formulierte seine Theorie geschlechtsneutral; in der Realität ist es jedoch meist so, dass Frauen die Mehrarbeit im Haushalt und die Betreuung der Kinder übernehmen und Männer in größerem Umfang Erwerbsarbeit anbieten.

Wird das Kind nun schon während der Elternzeit extern betreut, spricht dies dafür, dass zwischen dem Paar eine geringere Spezialisierung hinsichtlich der Betreuungsaufgabe und geringere komparative Produktivitätsvorteile bestehen. Mütter sind dann mit größerer Wahrscheinlichkeit erwerbstätig, und auch mit mehr Stunden. Die Familie hat bei Becker insofern eine besondere Bedeutung, als dass sie zur Herstellung und Verteilung von „commodities“ dient, Gütern oder Dienstleistungen, die aus Markt- und Nicht-Marktsgütern mit materiellem oder immateriellem Wert, z.B. Zeit, Prestige, Gesundheit oder Zufriedenheit, bestehen. Die Entscheidung, „commodities“ bereitzustellen, beispielsweise das Vorbereiten eines gemeinsamen Abendessens oder die Betreuung von Kindern im Haushalt, ist abhängig von den Zeitrestriktionen der einzelnen Haushaltsmitglieder bezüglich bezahlter Arbeit und Freizeit. Wird externe Kinderbetreuung angeboten, kann die Zeit, die eigentlich für dieses „commodity“ aufgewendet werden muss, für andere Aufgaben genutzt werden, z.B. die Aufnahme einer Erwerbsarbeit oder deren Ausweitung.

Dynamische Verhandlungsmodelle bzw. die Bargaining Theorie (Ott 1992, Beblo 2001) unterstellen im Gegensatz zur Neuen Haushaltsökonomie für jedes Haushaltsmitglied eine individuelle Nutzenfunktion. Das heißt, jedes Haushaltsmitglied versucht den eigenen Nutzen zu maximieren. Partnerschaften können als Austauschbeziehungen verstanden werden, die finanzielle Ressourcen und Haushaltsarbeit austauschen. Der Bargaining-Ansatz greift eher als die Neue Haushaltsökonomie, um Interessenskonflikte zwischen den Paaren bezüglich der Aufteilung der Haushalts- und Erwerbsarbeit zu erklären. Familienmitglieder verhandeln über die Allokation von Zeit, Einkommen, Konsumgütern

bzw. die Aufteilung von Arbeitszeit und Freizeit und versuchen dabei ihren individuellen Nutzen zu maximieren.

Nimmt man theoretisch an, dass es externe Kinderbetreuung gibt, erhöht dies die Verhandlungsmacht der Person, die eigentlich für die Kinderbetreuung verantwortlich ist, da sie diese Aufgabe abgeben und eine Erwerbsarbeit aufnehmen oder ausweiten kann. In einem Modell ohne Kinderbetreuungspflichten haben beide Partner die gleiche Verhandlungsmacht bei der Aufteilung der Erwerbsarbeit.

Eine weitere Annahme der dynamischen Verhandlungsmodelle, wie sie z.B. von Ott (1992) auf den Bereich der Familie übertragen worden sind, ist, dass „Drohpunkte“ bzw. zukünftige Verhandlungspositionen nicht mehr exogen sind, sondern endogen. Das bedeutet, dass die von einem Paar einmal getroffenen Vereinbarungen über die Aufteilung von Erwerbsarbeit und Freizeit nicht dauerhaft bestehen bleiben müssen. Die Arbeitsteilung zu einem bestimmten Zeitpunkt hat Auswirkungen auf die Verhandlungsposition in der Zukunft, beispielsweise die Erwerbsunterbrechung wegen Kindern. Wenn sich Verhandlungspositionen ändern, z.B. durch den beruflichen Wiedereinstieg und die Nutzung von öffentlicher Kinderbetreuung, sind Nachverhandlungen über die Aufteilung von Erwerbsarbeit und Freizeit und damit auch über die Einkommen möglich.

Die Verhandlungsmacht der Partner ändert sich durch die Bereitstellung öffentlicher Kinderbetreuungsangebote. Kinderbetreuung kann größtenteils „outgesourct“ werden und beide Partner können sich zu gleichen bzw. gleicheren Teilen der Erwerbsarbeit widmen. Dynamische Verhandlungsmodelle eignen sich insbesondere zur Beschreibung der Erwerbsbeteiligung von Frauen, da sie nicht nur Löhne bzw. Einkommen berücksichtigt, sondern auch Humankapital, Arbeitserfahrung und zukünftige Verhandlungsmacht. Letztere hängt direkt von vergangenen Entscheidungen zur Zeitverwendung ab und dem dadurch erreichten Humankapital. Beispielsweise sinkt das Humankapital und damit die Karriere- und Erwerbchancen von Müttern mit der Länge der Erwerbsunterbrechung und damit auch ihre Verhandlungsmacht gegenüber dem bisher Vollzeit erwerbstätigen Partner. Sie kann wiederum steigen, wenn öffentliche Kinderbetreuungsplätze bereitgestellt und genutzt werden können.

Ein weiterer Aspekt, der bei der Zeitallokation des Haushalts berücksichtigt werden sollte, um den Einfluss von öffentlicher Kinderbetreuung auf die Erwerbstätigkeit von Frauen zu untersuchen, sind Opportunitätskosten. Die Entscheidung externe Kinderbetreuung in Anspruch zu nehmen hängt von den Opportunitätskosten der Mütter bzw. des Paares ab und den Kosten für öffentliche Kinderbetreuung. Nimmt man an, dass der Reservationslohn von Müttern, zu dem sie gerade noch Erwerbsarbeit anbieten würden, mit den Kosten externer Kinderbetreuung ansteigt, ist wiederum anzunehmen, dass ihre Wahrscheinlichkeit erwerbstätig zu sein mit steigenden Kosten nicht-mütterlicher Betreuung abnimmt (Connelly 1992).

Um zu beschreiben, welche Relevanz persönliche Einstellungen und Normen für die Erwerbsentscheidung und den Erwerbsumfang haben, können verschiedene Theorien herangezogen werden. Die Literatur kann in zwei Stränge aufgeteilt werden (Breidahl/Larsen 2016). Zum einen kann die Bedeutung nationaler kultureller Normen und Einstellungen zu Mutterschaft und Kindheit für die Erwerbsbeteiligung und die Familienorientierung von Frauen herausgestellt werden, zum anderen die Bedeutung von Institutionen und Sozialleistungen wie z.B. öffentliche Kinderbetreuungsmöglichkeiten, Versorgung im Alter oder Elterngeld.

Die kulturelle Perspektive geht davon aus, dass die Erwerbsbeteiligung von Frauen und ihre Familien- und Erwerbsorientierung stark geprägt sind von der nationalen Kultur und deren Normen und Werten darüber, was eine gute Mutterschaft oder Kindheit ausmacht (z.B. Budig et al. 2012, Pfau-Effinger 2004, 2006). Pfau-Effinger (2006: 143) kommt zu dem Schluss, dass Normen und Einstellungen gegenüber Müttererwerbstätigkeit einen bedeutsamen Einfluss auf die generellen Einstellungen gegenüber der Erwerbsarbeit von Frauen haben. Einstellungen und Normen haben sich seit den 1950er und 1960er Jahren in vielen Ländern geändert, jedoch sind die Änderungen eher langsam und pfadabhängig und dauern über Generationen (Pfau-Effinger 2006: 143), was eher dafür spricht, dass Normen als unflexibel und wenig veränderbar angesehen werden können.

Der zweite Strang der Literatur nimmt an, dass Erwerbsarbeits- und Familienorientierungen von Frauen sowie ihre Erwerbspartizipation stark von institutionellen Angeboten beeinflusst werden (z.B. öffentliche Kinderbetreuung, Betreuungseinrichtungen für Ältere, Elterngeld usw.), die ihnen ermöglichen, Familien- und Erwerbsarbeit zu vereinbaren (z.B. Alwin et al. 1992, Cooke 2006, Esser 2005, Kangas/Rostgard 2007). Dies würde dafür sprechen, dass Normen und Einstellungen eher flexibel sind und ausschlaggebend für entsprechendes Handeln eher die Verfügbarkeit institutioneller Angebote sind.

Agarwal (1997: 14ff) und Folbre (1997: 268ff) untersuchen den Einfluss von gesellschaftlichen Normen, Werten und Konvention auf familiäre Entscheidungen und Verhandlungen. Sie beschreiben, wie sich Normen herausbilden, wie sie sich verändern und gesellschaftliche Institutionen (sog. Verträge der Gesellschaft) außerhalb des Haushalts prägen. Besteht in einer Gesellschaft beispielsweise die Norm, dass es legitim ist, dass Mütter erwerbstätig sind und Kinder in öffentlicher Kinderbetreuung sind, hat dies Auswirkungen auf die Individuen in den Haushalten und umgekehrt können aber auch die Haushalte Institutionen beeinflussen und prägen, indem sie z.B. verstärkt Betreuungsleistung einfordern bzw. anfragen.

Ähnlich argumentiert auch Pfau-Effinger (1996, 2000). Institutionen und sozialpolitische Maßnahmen sind in ihrer Theorie der Geschlechterarrangements von Bedeutung, um die gestiegene Erwerbsbeteiligung von Frauen zu erklären.

Einerseits sind Mütter kulturellen Normen ausgesetzt, gleichzeitig aber auch einer Opportunitätsstruktur durch Familienleistungen wie z.B. Elterngeld und öffentlicher Kinderbetreuung. Man kann davon ausgehen, dass Einstellungen gegenüber Müttererwerbstätigkeit nicht freiwillig gewählt sind (Hakim 2000), sondern stark vom jeweiligen nationalen Kontext abhängig sind (Breidahl/Larsen 2016). Dies bedeutet, dass kulturelle Normen die Wirkung wohlfahrtsstaatlicher Politikmaßnahmen auf das individuelle Verhalten verstärken oder abschwächen können (Grunow/Müller 2012; Kremer 2007; Pfau-Effinger 2005), je nachdem, ob man davon ausgeht, dass kulturelle Normen flexibel oder starr sind.

Kulturelle Normen und Einstellungen können damit auch einen Einfluss auf die Arbeitsteilung im Haushalt haben und beeinflussen, ob eine egalitäre Arbeitsteilung besteht oder eher nicht bzw. inwiefern sich Väter stärker in die Erziehungsarbeit miteinbringen. Durch zum Teil strukturelle Veränderungen, wie der Bildungsexpansion und der Flexibilisierung der Arbeitsmärkte, lässt sich eine zunehmende Verschiebung weg von traditionellen Familienstrukturen, die auf dem männlichen Ernährermodell beruhen, hin zu egalitäreren Erwerbskonstellationen verzeichnen (Marold 2009: 55). Institutionelle Regelun-

gen („Vätermonate“) aber auch geänderte Rollenerwartungen können eher dazu führen, dass sich Väter mehr in die Kindererziehung einbringen und Elternzeit nehmen. Sie können damit ihre Partnerinnen bei dem Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit unterstützen.

Insgesamt zeigt sich anhand der vorangegangenen Diskussion, inwiefern institutionelle Rahmenbedingungen wie öffentliche Kinderbetreuung mit der Erwerbsentscheidung und dem Erwerbsumfang von Müttern zusammenhängen, aber auch die Inanspruchnahme von Elternzeit durch die Väter beeinflussen kann. Von daher stellen wir zur Kinderbetreuungssituation während der Elternzeit folgende Hypothese auf:

- H1: Wurde das Kind bereits während der Elternzeit extern betreut, umso...
- H1a: wahrscheinlicher ist die Mutter nach der Elternzeit erwerbstätig.
 - H1b: wahrscheinlicher ist die Mutter nach der Elternzeit in einem größeren Stundenumfang erwerbstätig.

Zur Nutzung öffentlicher Kinderbetreuung formulieren wir folgende Hypothese:

- H2: Je höher die Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene und damit umso größer die Inanspruchnahme von Kinderbetreuung, umso...
- H2a: wahrscheinlicher ist die Mutter nach der Elternzeit erwerbstätig.
 - H2b: wahrscheinlicher ist die Mutter nach der Elternzeit in einem größeren Stundenumfang erwerbstätig.

Einstellungen von Müttern hinsichtlich der optimalen Betreuung ihrer Kinder spielen auch bei der Entscheidung, sich überhaupt um einen institutionellen Kitaplatz für das Kind zu bemühen oder die Betreuung in der Familie zu übernehmen und damit auch implizit für die Entscheidung hinsichtlich eines (früheren) beruflichen Wiedereinstiegs von Frauen eine entscheidende Rolle. Es ist anzunehmen, dass Mütter ihr Kind eher öffentlich betreuen lassen, wenn sie Vertrauen in die Einrichtungen haben und diesen gegenüber auch eher positiv eingestellt sind. Aus den vorangegangenen theoretischen Überlegungen leiten wir folgende Hypothese zur Einstellung gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung ab:

- H3: Je positiver eine Mutter gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung für Kinder zwischen 1 und 2 Jahren sowie für Kinder zwischen 2 und 3 Jahren zum Zeitpunkt der Elternzeit eingestellt ist, umso...
- H3a: wahrscheinlicher ist die Mutter nach der Elternzeit erwerbstätig.
 - H3b: wahrscheinlicher ist die Mutter nach der Elternzeit in einem größeren Stundenumfang erwerbstätig.

Es ist davon auszugehen, dass Paare, bei denen der Mann Elternzeit genommen hat, eher eine egalitäre Paarbeziehung leben und versuchen sich Familien- und Erwerbsarbeit gleichmäßig aufzuteilen, im Vergleich zu Partnerschaften mit traditionellerem Rollenbild, in denen der Mann keine Elternzeit übernommen hat. Bei einer egalitäreren Partnerschaft kann davon ausgegangen werden, dass Mütter eher und in größerem bzw. ähnlichem Umfang wie ihre Partner erwerbstätig sind bzw. sein wollen. Daher formulieren wir folgende Hypothese:

- H4: Wenn der Partner der Mutter Elternzeit genommen hat, dann...
- H4a: ist die Mutter nach der Elternzeit häufiger erwerbstätig.
 - H4b: ist die Mutter nach der Elternzeit in einem größeren Stundenumfang erwerbstätig.

4. Daten und Methode

4.1 Daten

Grundlage der folgenden empirischen Analysen sind Daten der ersten drei Wellen der DJI-Länderstudie aus den Jahren 2012, 2012/2013 und 2013/2014. Hierbei handelt es sich um eine bevölkerungsrepräsentativ gezogene Stichprobe. Die DJI-Länderstudie besteht aus einer Panel- und einer Auffrischungsstichprobe. Für diese Studie wurden in allen 16 Bundesländern jeweils ca. 800 Interviews mit Eltern von Kindern im Alter zwischen null bis unter drei Jahren angestrebt. Hierfür wurde ein mehrstufiges Stichprobenverfahren gewählt: In 350 Gemeinden wurden Kinder dieser Altersgruppe aus den Melderegistern der Einwohnermeldeämter gezogen, so dass in der ersten Erhebungswelle schließlich eine Gesamtfallzahl von 12.541 Kindern unter drei Jahren erzielt werden konnte. Als Erhebungsmethode wurde ein Methodenmix aus telefonischer (91%), schriftlich-postalischer und Online-Befragung (9%) gewählt (vgl. Aust et al. 2013, 2014a, 2014b). Die erste Welle wurde von Mai bis Juli 2012, die zweite Welle von November 2012 bis März 2013 und die dritte Welle von Oktober 2013 bis März 2014 durchgeführt. Die beiden ersten Befragungen wurden damit noch vor dem allgemeinen Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz für Kinder ab einem Jahr erhoben, wohingegen die dritte Welle kurz danach stattfand. Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass trotz dieser zeitlichen Überschneidung mit dem gesetzlichen Rechtsanspruch ein Vorher-Nachher-Vergleich hier nicht möglich ist.

Die hier zugrundeliegende Untersuchungspopulation umfasst bei Erstbefragung in der ersten Erhebungswelle 1.408 Mütter (biologische Mütter oder Adoptivmütter) im Alter zwischen 20 und 47 Jahren, deren jüngstes Kind zum ersten Befragungszeitpunkt im Jahr 2012 mindestens drei Monate, aber jünger als 14 Monate alt war¹. Frauen in Mutterschutz wurden damit aus den Analysen ausgeschlossen². Die Mütter haben angegeben, dass sie sich zu diesem Zeitpunkt in Elternzeit ohne Erwerbstätigkeit befanden. Die Einschränkung auf Kinder jünger als 14 Monate ist damit zu begründen, dass in der Studie nicht direkt nach Umfang und Dauer des tatsächlichen Elterngeldbezugs gefragt wurde, die Eltern in dieser Zeit jedoch maximalen Anspruch auf Elterngeld haben (§ 4 BEEG [Bundeselterngeld und Elternzeitgesetz]).

Es wurden für die Analysen nur Mütter herangezogen, die an mindestens zwei der drei Erhebungswellen teilgenommen haben. In der zweiten Welle wurden von den 1.408 Müttern noch 1.304 Mütter (93%) und in der dritten Welle noch 1.059 Mütter (75%) befragt (vgl. Tabelle 1).

Des Weiteren ist zu berücksichtigen, dass für die empirischen Analysen nur Mütter ausgewählt wurden, die mit einem Partner im Haushalt zusammenwohnten. Einerseits lässt sich diese Entscheidung damit begründen, dass bei Alleinerziehenden andere Wiedereinstiegsmuster zu erwarten sind als bei Paaren (Hoherz 2014). So sind Alleinerziehende beispielsweise deutlich häufiger als Paare mit minderjährigen Kindern auf Leis-

1 In der dritten Befragungswelle sind die Kinder maximal 34 Monate alt.

2 Da die Angaben zu den Neugeborenen aus den amtlichen Melderegistern erst mit zeitlicher Verzögerung (ca. drei bis vier Monate nach Geburt des Kindes) für die Befragung von Müttern in der DJI-Länderstudie herangezogen werden konnten, können Frauen in Mutterschutz hier nicht abgebildet werden.

gen der Grundsicherung für Arbeitssuchende angewiesen (Lietzmann 2009: 2). Die fehlende Unterstützung bei der Kinderbetreuung durch einen Partner stellt alleinerziehende Mütter vor zusätzliche organisatorische und finanzielle Fragen, um beruflichen Wiedereinstieg und Betreuung des Kindes bewältigen zu können (Achatz et al. 2013: 11). Andererseits kommt hinzu, dass die Gruppe der Alleinerziehenden in unserer Studie mit 198 Fällen in dieser Altersgruppe sehr gering ausfällt, so dass eine separate multivariate Betrachtung dieser Gruppe nicht umsetzbar ist.

Es liegt ein Bildungsbias in Richtung höher gebildeter Mütter vor (vgl. Tabelle 1). Dieser Bias ist einerseits dadurch zu erklären, dass Personen mit höherer Bildung generell eher dazu bereit sind, an Befragungen teilzunehmen. Andererseits ist der Bias des verwendeten Samples zumindest teilweise auch dadurch zu erklären, dass alleinerziehende Mütter in den Analysen ausgeschlossen wurden. In den multivariaten Analysen wird nach dem höchsten Schulabschluss der Mütter kontrolliert.

Informationen zur Erwerbssituation, dem Erwerbsumfang und dem Schulabschluss der Partner wurden in der Studie über die Mütter als Auskunftspersonen ebenfalls erfragt. Da innerhalb der Gruppe der Partner jedoch kaum Varianz in der momentanen Erwerbssituation besteht³, werden diese Informationen für die vorliegenden Analysen nicht weiter berücksichtigt. Dennoch wurde zunächst anhand multivariater Analysen der Einfluss der Partnerangaben geprüft. Es hat sich gezeigt, dass der Einfluss der Erwerbssituation und des Erwerbsumfangs des Partners auf die Wahrscheinlichkeit des Wiedereinstiegs und des Umfangs der wöchentlichen Arbeitszeit statistisch nicht signifikant sind. Die Angaben zum Schulabschluss des Partners werden für die Analysen nicht verwendet, da aufgrund der Auskunft durch die Mütter zu viele Angaben fehlen.

4.2 Variablenbeschreibungen

Abhängige Variablen

Ein beruflicher Wiedereinstieg von Müttern nach der Elternzeit wird in unseren Analysen anhand der Dummyvariable *Erwerbsstatus der Mutter* mit den beiden Ausprägungen *nicht erwerbstätig* und *erwerbstätig* abgebildet. Diejenigen Mütter, die nach der Elternzeit schließlich wieder in den Beruf eingestiegen sind, wurden zudem gefragt, *wie viele Stunden pro Woche* sie tatsächlich wieder erwerbstätig sind. Die Information der wöchentlichen Arbeitsstunden geht als metrische Variable (0 bis 60 Stunden) in die Analysen ein.

Unabhängige Variablen

Kinderbetreuung

Zentrale Aspekte öffentlicher Kinderbetreuung werden über vier unabhängige Variablen zur Kinderbetreuung abgedeckt: die Betreuungssituation des Kindes während der Elternzeit, die Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene, Einstellungen von Müttern gegenüber öf-

3 95% der Partner waren erwerbstätig, 2% in schulischer oder beruflicher Ausbildung, 2% in Elternzeit und ein weiteres Prozent war nicht erwerbstätig (z.B. Hausmann oder arbeitslos). Von den erwerbstätigen Partnern waren 95% in Vollzeit erwerbstätig (31 Stunden und mehr), hingegen nur 5% in Teilzeit (bis zu 30 Stunden wöchentlich).

fentlicher Kinderbetreuung während der Elternzeit und ob der Partner Elternzeitmonate genommen hat.

Es liegen Informationen zur *Betreuung des Kindes während der Elternzeit* vor, die aus fünf Dummyvariablen besteht: *von Eltern*, *von Großeltern*, *in Kita*, *in Tagespflege* oder durch *andere Person* (z.B. *Kindermädchen*, *Au-pair*). Die Betreuung durch die Eltern gilt hier als Referenzkategorie.

Die *Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene* gibt den Anteil der betreuten Kinder an allen Kindern derselben Altersgruppe im jeweiligen Kreis an. Die Kinderbetreuungsquote wurde zeitabhängig in die Berechnungen aufgenommen, das heißt, für die Angaben in Welle 2 wurde die Kinderbetreuungsquote von 2012 (dem Vorjahr) genutzt, um einen möglichen Einfluss auf das spätere Wiedereinstiegsverhalten zu sehen. Wenn Welle 3 betrachtet wurde, dann wurde ebenfalls die Kinderbetreuungsquote des Vorjahres (in dem Fall 2013) genutzt.

Eine Besonderheit der DJI-Länderstudien ist, dass die Einstellung der Mütter gegenüber verschiedenen Kinderbetreuungsformen erfasst wurde. Für die vorliegenden Analysen wurde die *Einstellung der Mütter* während ihrer Elternzeit zum ersten Befragungszeitpunkt im Jahr 2012 herangezogen. Hierbei wurden sie gefragt, wie ihr Kind *im Alter von ein bis unter zwei Jahren* und *zwei bis unter drei Jahren* am liebsten betreut werden sollte. Die Antwortmöglichkeiten waren: nur in der Familie, nur in einer Kindertageseinrichtung, nur bei einer Tagesmutter, entweder in einer Kindertageseinrichtung oder bei einer Tagesmutter, sowohl in einer Kindertageseinrichtung als auch bei einer Tagesmutter. Die Kategorien wurden – teilweise aufgrund zu geringer Fallzahlen – zu den beiden Ausprägungen *nur in der Familie* und *öffentliche Kinderbetreuung* zusammengefasst.

Außerdem berücksichtigen wir, ob der *Partner Elternzeitmonate* genommen hat oder nicht.

Erwerbsneigung

In der ersten Welle der DJI-Länderstudie im Jahr 2012 wurden die Mütter, deren jüngstes Kind zum Befragungszeitpunkt jünger als 14 Monate alt war, gefragt, wann sie vorhaben, wieder in die Erwerbstätigkeit einzusteigen. Für die Variable *Zeitraum geplanter Erwerbseinstieg während Elternzeit* waren die Antwortmöglichkeiten *in den nächsten sechs Monaten*, *in den nächsten 12 Monaten*, *in den nächsten zwei Jahren*, *in mehr als zwei Jahren*, *nicht geplant*. Zudem wurden die Mütter während der Elternzeit nach ihrem *gewünschten Stundenumfang* für den Wiedereinstieg gefragt. Der Range des gewünschten Umfangs erstreckt sich von 0 bis 60 Stunden.

Individuelle Charakteristika Kind

Um für die individuellen Charakteristika des Kindes zu kontrollieren, werden als Variablen das *Alter des Kindes* in Monaten (3 bis 13 Monate zum Erstbefragungszeitpunkt) als metrische und als quadrierte Variable aufgenommen sowie Angaben zum *Migrationshintergrund des Kindes*. Diese Dummy-Variable wird über die Angaben der Großeltern und Eltern definiert. Ist mindestens ein Großeltern- oder Elternteil im Ausland geboren, so hat das Kind einen Migrationshintergrund.

Individuelle Charakteristika Mutter

Wir beziehen ebenfalls Kontrollvariablen für die Mutter ein. Dazu gehört das *Alter der Mutter* in Jahren als metrische und quadrierte Variable (20 bis 47 Jahre zum Erstbefra-

gungszeitpunkt) sowie die Bildung der Mutter. Diese wird über ihren *höchsten Schulabschluss* kategorisiert: *höchstens Hauptschulabschluss, Mittlere Reife* und *Fachhochschulreife/Abitur*.

Paar- und Haushaltsebene

Zur Darstellung der Partnerschafts- und Haushaltssituation unterscheiden wir danach, ob die *Paare verheiratet oder nichtehelich zusammenleben*. Die *Anzahl der Kinder im Haushalt* wird über die Ausprägungen *ein, zwei, drei oder mehr Kinder* abgebildet.

Regionale Arbeitsmarktebene

Regionale Disparitäten werden anhand der *Arbeitslosenquote von Frauen auf Kreisebene* differenziert. Die Arbeitslosenquote von Frauen wird zeitabhängig aufgenommen, jeweils zum Vorjahr des Befragungszeitpunkts, um das vorangegangene Entscheidungsverhalten der Mütter abbilden zu können.

Weitere Kontrollvariablen

Des Weiteren wird die *Befragungsmethode* berücksichtigt. In den DJI-Länderstudien wurde ein Methodenmix aus telefonischer, Online- und schriftlich-postalischer Befragung realisiert, der fallzahlenbedingt zu den beiden Ausprägungen *telefonische* und *online/schriftlich-postalische Befragung* zusammengefasst wurde.

Zudem wurde ein *Wellen-Dummy* für die Wellen 2 und 3 aufgenommen.

4.3 Methode

Die vorliegenden Modelle werden anhand des zweistufigen Heckman-Verfahrens geschätzt (Heckman 1979). In einem ersten Schritt wird dabei die Wahrscheinlichkeit der Mütter in der zweiten oder dritten Welle erwerbstätig zu sein anhand eines Probitmodells geschätzt. In einem zweiten Schritt wird dann anhand einer linearen Regression untersucht, wovon es abhängt, welchen Erwerbsumfang die Mütter wählen, die in der zweiten oder dritten Welle wieder in den Beruf zurückgekehrt sind.

Der Grund für dieses Vorgehen liegt darin, dass vermutlich gerade Mütter, die nach der Elternzeit den beruflichen Wiedereinstieg wagen, eine selektive Gruppe sein dürften. Beispielsweise könnten Mütter sich in ihren Einstellungen zur Rollenverteilung und Erwerbsneigung unterscheiden. Traditionellere Mütter könnten eher einen späteren Wiedereinstieg in geringem Erwerbsumfang planen als egalitäre Mütter, die in ähnlichem Umfang wie ihr Partner zum Haushaltseinkommen beitragen möchten. Um trotzdem konsistente Schätzungen der Regressionskoeffizienten zu erhalten, wird das von Heckman (1979) vorgeschlagene Korrekturverfahren genutzt.

Für den zweiten Schritt wird aus den vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten der Probit-Schätzung ein Korrekturfaktor – die sog. „inverse Mills ratio“ – berechnet und als Instrumentenvariable in die Schätzung des Erwerbsumfangs mit aufgenommen, um für einen möglichen Selektionseffekt zu korrigieren (vgl. Engelhardt 1999). In die Selektionsgleichung zur Erwerbsentscheidung werden hierbei alle Determinanten der Erwerbsumfangsgleichung mit aufgenommen sowie noch eine zusätzliche Variable, eine sogenannte Selektionsvariable bzw. „exclusion restriction“ (vgl. Cameron/Trivedi 2009: 543, Wooldridge 2010: 802ff.), die die Selektion, aber nicht den Erwerbsumfang beeinflussen soll.

Wir nutzen als Selektionsvariable die Angabe der Mütter zum Zeitpunkt des geplanten Wiedereinstiegs, da diese Variable die Erwerbsentscheidung direkt beeinflusst und nicht direkt den Erwerbsumfang. Die Angabe des Zeitpunkts des geplanten Wiedereinstiegs stellt eine hinreichende exogene Bedingung dar, da auch für das Alter des jüngsten Kindes kontrolliert wird und keine Korrelation zwischen dem Alter des jüngsten Kindes und dem Zeitpunkt des Wiedereinstiegs und dem Erwerbsumfang bestätigt werden kann. Tests der Selektionsvariablen bzw. des Instruments (geplanter Wiedereinstieg) bezüglich der Stärke zeigen T-Werte je nach Ausprägung der Variable von 12 bis 20. Da die Werte größer als 3,2 sein sollten, können wir von einer starken Selektionsvariablen ausgehen. Die F-Statistik von 81 spricht ebenfalls dafür, kein schwaches Instrument zu haben. Dennoch könnte es z.B. sein, dass Mütter beim Wiedereinstieg schon einen bestimmten Stundenumfang antizipieren und es keine zufällige Verteilung dieser Mütter gibt. Um für diese Art von Endogenität zu kontrollieren, wurde als zusätzliche Kontrollvariable in beiden Gleichungen (Erwerbsneigung und Erwerbsumfang) noch die Variable „gewünschter Stundenumfang“ für den Wiedereinstieg aufgenommen.

4. Ergebnisse

Im Folgenden werden zunächst kurz die wichtigsten deskriptiven Ergebnisse vorgestellt (für einen Überblick zu weiteren Kontrollvariablen vgl. auch Tabelle 1). Die anschließenden multivariaten Auswertungen konzentrieren sich auf den Einfluss verschiedener Determinanten auf den realisierten Erwerbsstatus und den tatsächlich realisierten Erwerbsumfang der Mütter beim beruflichen Wiedereinstieg.

Im Mittel ist etwas weniger als die Hälfte der Mütter zum zweiten Befragungszeitpunkt wieder erwerbstätig; in der dritten Erhebungswelle sind es bereits über zwei Drittel der Mütter. Im Schnitt kehren sie mit einem Stundenumfang von rund 25 Stunden zurück.

In der Regel werden die Kinder während der Elternzeit von den eigenen Eltern betreut. Bei über einem Drittel betreuen zusätzlich die Großeltern. Außerhalb der Familie werden in dieser Zeit jedoch nur die wenigsten Kinder betreut.

Die Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene liegt für das Jahr 2012 bei 33% und für das Jahr 2013 bei knapp 35%.

Die Mehrheit der Mütter in Elternzeit hat eine positive Einstellung zur außerhäuslichen Kinderbetreuung. Hierbei zeigt sich: Mit zunehmendem Alter des Kindes wird auch häufiger außerhäusliche Betreuung von den Müttern gewünscht.

Etwa 40% der Partner haben Elternzeitmonate genommen.

Betrachtet man die Erwerbsneigung der Mütter während der Elternzeit, so zeigt sich, dass fast die Hälfte der Mütter plant, in den nächsten sechs Monaten wieder erwerbstätig zu sein. Ein Viertel plant den Erwerbseinstieg in den nächsten 12 Monaten, etwas mehr als ein Fünftel in den nächsten zwei Jahren oder später und nur ca. 7% der Mütter planen überhaupt nicht mehr zurückkehren. Planen die Mütter wieder in ihren Beruf einzusteigen, so möchten sie im Schnitt mit rund 23 Stunden wieder arbeiten.

Tabelle 1: Deskription der Variablen in den drei Erhebungswellen (in %, Mittelwert, Standardabweichung)

Variablen	Welle 1			Welle 2			Welle 3		
	n	%/Mittelwert	Std. abw.	n	%/Mittelwert	Std. abw.	n	%/Mittelwert	Std. abw.
Abhängige Variablen									
Erwerbsstatus der Mutter (in W2 W3)									
Nicht erwerbstätig				725	55,73		343	32,48	
Erwerbstätig				576	44,27		713	67,52	
Erwerbsumfang der Mutter (in W2 W3)				576	24,60	10,61	713	25,95	10,49
Unabhängige Variablen									
<i>Kinderbetreuung</i>									
Betreuung des Kindes während Elternzeit (W1; Dummies)									
Von Eltern	1405	99,79		1302	99,85		1059	100,00	
Von Großeltern	529	37,57		481	36,89		403	38,05	
In Kita	22	1,56		21	1,61		16	1,51	
In Tagespflege	9	0,64		8	0,61		10	0,94	
Andere Person (z.B. Kindermädchen, Au-pair)	53	3,76		43	3,30		39	3,68	
Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene									
2012				1304	33,02	13,56			
2013							1059	34,87	13,25
Positive Einstellung zur außerhäuslichen Kinderbetreuung während Elternzeit (W1)									
Wenn Kind 1 bis 2 Jahre alt									
Nur in der Familie	481	34,48		443	34,37		370	35,34	
Öffentliche Kinderbetreuung	914	65,52		846	65,63		677	64,66	
Wenn Kind 2 bis 3 Jahre alt									
Nur in der Familie	222	15,89		201	15,55		169	16,10	
Öffentliche Kinderbetreuung	1.175	84,11		1.092	84,45		881	83,90	
Partner hat Elternzeitmonate genommen									
Nein	824	59,28		781	59,94		617	58,82	
Ja	566	40,72		522	40,06		432	41,18	
<i>Erwerbsneigung</i>									
Zeitraum geplanter Erwerbseinstieg während Elternzeit (W1)									
In den nächsten 6 Monaten	638	45,47		586	45,11		472	44,70	
In den nächsten 12 Monaten	348	24,80		330	25,40		262	24,81	
In den nächsten zwei Jahren	224	15,97		212	16,32		172	16,29	
In mehr als 2 Jahren	89	6,34		77	5,93		69	6,53	
Nicht geplant	104	7,41		94	7,24		81	7,67	
Gewünschter Stundenumfang während Elternzeit (W1)	1382	22,76	10,67	1282	22,85	10,66	1044	22,44	10,71
<i>Individuelle Charakteristika Kind</i>									
Alter des Kindes (in Monaten)	1408	8,38	2,69	1304	15,46	2,77	1059	26,43	2,87
Alter des Kindes quadriert	1408	77,60	44,71	1304	246,78	85,44	1059	707,06	152,04
Kind hat Migrationshintergrund									
Nein	1103	78,34		1026	78,68		843	79,60	
Ja	305	21,66		278	21,32		216	20,40	

Variablen	Welle 1			Welle 2			Welle 3		
	n	%/Mit- telwert	Std. abw	n	%/Mit- telwert	Std. abw.	n	%/Mit- telwert	Std. abw.
<i>Individuelle Charakteristika Mutter</i>									
Alter der Mutter (in Jahren)	1403	33,67	4,60	1298	34,34	4,60	1059	35,41	4,69
Alter der Mutter quadriert	1403	1155	311,30	1298	1200,78	316,58	1059	1275,96	332,65
Höchster Schulabschluss der Mutter									
Höchstens Hauptschulabschluss	69	4,90		48	3,68		34	3,21	
Mittlere Reife	453	32,20		423	32,46		331	31,26	
Fachhochschulreife/Abitur	885	62,90		832	63,85		694	65,53	
<i>Paar- und Haushaltsebene</i>									
Partnerschaftsstatus									
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	302	21,45		256	19,63		172	16,24	
Verheiratet zusammenlebend	1106	78,55		1048	80,37		887	83,76	
Anzahl Kinder im Haushalt									
Eins	614	43,67		574	44,02		395	37,30	
Zwei	544	38,69		515	39,49		459	43,34	
Drei und mehr	248	17,64		215	16,49		205	19,36	
<i>Regionale Arbeitsmarktebene</i>									
Arbeitslosenquote Frauen auf									
Kreisebene									
2012				1304	7,54	2,76			
2013							1059	7,38	2,64
<i>Weitere Kontrollvariablen</i>									
Befragungsmethode									
Online/Schriftlich-postalisch	121	8,59		84	6,44		58	5,48	
Telefonisch	1287	91,41		1220	93,56		1001	94,52	
Befragungswelle									
Welle 1	1408	100,00							
Welle 2				1304	100,00				
Welle 3							1059	100,00	

Quelle: DJI-Länderstudien 2012 (Welle 1), 2012/13 (Welle 2) und 2013/14 (Welle 3)

Betrachtet man die multivariaten Ergebnisse (Tabelle 2), so zeigt sich anhand der signifikanten inversen Mills ratio, dass es bei Müttern signifikante Selektionseffekte in die Erwerbstätigkeit nach der Familienpause gibt.

In einem ersten Schritt soll der Einfluss von Kinderbetreuung und weiterer Kovariaten auf die Entscheidung wieder in den Beruf einzusteigen untersucht werden. In einem zweiten Schritt werden schließlich Einflussfaktoren auf den tatsächlichen Erwerbsumfang derjenigen Mütter, die wieder zurückgekehrt sind, betrachtet.

Mit Blick auf die Kinderbetreuungssituation während der Elternzeit zeigt sich, dass Mütter, deren Kind während der Elternzeit zusätzlich von den Großeltern betreut wurde, häufiger wieder in den Beruf zurückkehren als Mütter, bei denen dies nicht der Fall war. Möglich wäre hier, dass erwerbsorientierte Frauen ihre Kinder bei fehlender Krippenbetreuung von ihren Angehörigen schon während der Elternzeit betreuen lassen und dies vorhandene Betreuungsmöglichkeiten für einen Wiedereinstieg schon frühzeitig wieder spiegelt. Umgekehrt verhält es sich bei Müttern von Kindern, die während der Elternzeit in der Kita betreut wurden: diese sind mit geringerer Wahrscheinlichkeit erwerbstätig im

Vergleich zu Müttern, die ihr Kind während der Elternzeit selbst betreut haben. Tendenziell zeigt sich dieses Ergebnis – wenn auch nicht statistisch signifikant – auch für Mütter, deren Kind während der Elternzeit in Tagespflege betreut wurde. Da dieses Ergebnis zunächst sehr kontraintuitiv wirkt, ist zu vermuten, dass es sich hierbei um eine höchst selektive Gruppe von Müttern handelt (darauf lässt auch die geringe Fallzahl von nur 31 Müttern schließen, die ihr Kind in Kita oder Tagespflege betreuen lassen; vgl. Tabelle 1), die ihr Kind trotz Elternzeit aus anderen als beruflichen Gründen extern betreuen lassen und für die ein Wiedereinstieg nach der Elternzeit nicht in Frage kommt. Während der Elternzeit wird das Kind in den meisten Fällen in der eigenen Familie betreut. Für die Betreuung durch andere Personen wie z.B. Kindermädchen oder Au-pairs kann jedoch kein signifikanter Einfluss auf die Erwerbsentscheidung der Mütter festgestellt werden. Hypothese H1a muss demnach abgelehnt werden.

Die Kinderbetreuungsquote sowie die Einstellung der Mütter zu außerhäuslicher Kinderbetreuung, wenn das Kind zwischen ein und zwei Jahren sowie zwischen zwei und drei Jahren alt ist, haben keinen statistisch signifikanten Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit wieder erwerbstätig zu sein. Damit müssen sowohl die Hypothese H2a als auch die Hypothese H3a verworfen werden.

Wie die Ergebnisse ebenfalls verdeutlichen, hat die Nutzung von Elternzeit durch den Partner keinen signifikanten Einfluss darauf, ob die Mütter wieder zurückkehren oder nicht. Hypothese H4a muss demnach ebenfalls verneint werden.

Bezogen auf die Erwerbsneigung der Mütter während der Elternzeit zeigt sich, dass die Erwerbsentscheidung von Müttern besonders davon abhängt, in welchem Zeitraum sie ihren Wiedereinstieg planen. Mütter in Elternzeit, die ihren Wiedereinstieg in den nächsten 12 Monaten, den nächsten zwei Jahren, in mehr als zwei Jahren oder gar nicht planen, haben eine deutlich geringere Wahrscheinlichkeit innerhalb des Befragungszeitraums wieder erwerbstätig zu sein als Mütter, die in den nächsten sechs Monaten ihre Rückkehr in den Arbeitsmarkt planen. Es wurde zusätzlich dafür kontrolliert, welchen Stundenumfang sich die Mütter während der Elternzeit wünschen, um mögliche Endogenitätseffekte auszuschließen. Es zeigt sich, dass Mütter, die sich einen höheren Stundenumfang wünschen, auch eher erwerbstätig sind. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass die signifikanten Koeffizienten der Erwerbsneigung bereits einiges der Wirkung der Einstellungen zur außerhäuslichen Kinderbetreuung aufzufangen scheinen.⁴

Beim Alter des Kindes und bei der Anzahl der Kinder zeigen sich die zu erwartenden Ergebnisse: Je älter die Kinder, umso häufiger ist die Mutter erwerbstätig, wobei die Wahrscheinlichkeit wieder zurückzukehren mit zunehmendem Alter des Kindes nicht linear, sondern – wie anhand des quadrierten Alters des Kindes erkennbar – wieder flacher verläuft. Der Schulabschluss der Mutter hat keinen signifikanten Einfluss auf deren Erwerbspartizipation. Je mehr Kinder im Haushalt leben, umso seltener ist die Mutter erwerbstätig. Auf Regionenebene findet sich kein signifikanter Unterschied hinsichtlich der Arbeitslosenquote von Frauen bezogen auf ihre Erwerbspartizipation. Um den Zeitverlauf zu berücksichtigen, wurde ein Wellen-Dummy aufgenommen. Dieser zeigt, dass die Müt-

4 Bei Prüfung des Modells unter Vernachlässigung der Variablen zur Erwerbsneigung hat sich gezeigt, dass die Variablen zu den Einstellungen zur außerhäuslichen Kinderbetreuung während der Elternzeit einen signifikant positiven Einfluss auf die Entscheidung des Wiedereinstiegs haben.

ter in Welle drei mit einer höheren Wahrscheinlichkeit wieder erwerbstätig sind als in Welle zwei – und damit auch zu einem späteren Alter des Kindes.

Interessant ist jedoch nicht nur, ob und wann Mütter nach der Elternzeit wieder in den Arbeitsmarkt zurückkehren, sondern auch mit welchem Stundenumfang sie das tun und inwiefern dies durch die tatsächlich genutzte Kinderbetreuung außerhalb der Familie, der Kinderbetreuungsquote, Einstellungen zu externer Kinderbetreuung und der Inanspruchnahme von Elternzeit durch den Partner sowie weiterer Kovariaten beeinflusst wird.

Im Gegensatz zur Erwerbsentscheidung zeigen sich für externe Betreuungsformen während der Elternzeit signifikant positive Effekte auf den tatsächlichen Erwerbsumfang. Wurden die Kinder während der Elternzeit in der Kita betreut, arbeiten die Mütter in der zweiten oder dritten Welle im Durchschnitt fünf Stunden mehr als Mütter, die ihre Kinder in dieser Zeit selbst betreuten. Waren die Kinder in Tagespflege, arbeiten die Mütter in den Folgewellen sogar sieben Stunden mehr als wenn die Kinder von den Eltern betreut wurden. Damit kann Hypothese H1b bestätigt werden.

Ebenfalls positiv und hochsignifikant wirkt sich die regionale Kinderbetreuungsquote des Vorjahres auf den Stundenumfang der Mütter aus. Erhöht sich die Kinderbetreuungsquote, steigt auch der Erwerbsumfang der Mütter. Damit finden sich empirische Belege zur Bestätigung von Hypothese H2b.

Während die Einstellung zur Kinderbetreuung in Bezug auf die Entscheidung für einen Wiedereinstieg nach der Elternzeit keinen signifikanten Effekt hat, spielt sie dennoch eine Rolle beim gewählten Stundenumfang. Mütter, die eine positive Einstellung gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung für Einjährige haben, sind im Durchschnitt mit fast zwei Stunden mehr in einem größeren Umfang erwerbstätig als Mütter, die ihr Kind in diesem Alter am liebsten nicht extern betreuen lassen möchten. Für Kinder zwischen zwei und drei Jahren findet sich allerdings kein signifikanter Effekt. Hypothese H3b kann demnach teilweise, d.h. für einjährige Kinder, empirisch bestätigt werden.

Bezogen auf die Arbeitsteilung des Paares zeigen sich interessante Effekte. Wenn der Partner Elternzeitmonate genommen hat, beeinflusst das den Erwerbsumfang der Mütter positiv, Mütter arbeiten dann eine Stunde mehr im Vergleich zu Müttern deren Partner keine Elternzeit genommen hat. Hypothese H4b lässt sich damit bestätigen.

Bezogen auf die Erwerbsneigung zeigt sich ein ähnlicher Effekt für den Erwerbsumfang wie bei der Erwerbspartizipation. Frauen, die sich einen höheren Stundenumfang während der Elternzeit wünschen, sind auch danach in höherem Stundenumfang erwerbstätig.

Im Gegensatz zur Erwerbsentscheidung beeinflusst das Alter des Kindes und die Anzahl der Kinder den Erwerbsumfang der Mütter nicht. Auch für den Schulabschluss der Mutter findet sich kein signifikanter Effekt.

Was die Arbeitslosenquoten für Frauen auf Kreisebene betrifft, so zeigen sich auch hier wie bei der Erwerbspartizipation keine signifikanten Effekte. Wie schließlich anhand des Wellen-Dummy ersichtlich ist, steigen Mütter zu einem späteren Zeitpunkt nach der Elternzeit nicht nur häufiger wieder in den Beruf ein, sie arbeiten zu dem späteren Zeitpunkt dann auch häufiger mehr Stunden in der Woche.

Tabelle 2: Erwerbsumfang von Müttern beim Wiedereinstieg unter Berücksichtigung von Selektionseffekten in Erwerbstätigkeit (Heckman-Korrektur), gepoolte Regression mit cluster-robusten Standardfehlern

Selektionsschätzung Erwerbsentscheidung	<i>Koef.</i>	<i>Standardfehler (robust)</i>
Abhängige Variable: erwerbstätig in Welle 2 oder 3 (1 = ja; 0 = nein)		
<i>Kinderbetreuung</i>		
Betreuung des Kindes während Elternzeit		
Von Eltern	Ref.	Ref.
Von Großeltern	0,141*	0,068
In Kita	-0,709**	0,209
In Tagespflege	-0,421	0,539
Andere Person (z.B. Kindermädchen, Au-pair)	0,013	0,159
Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene	0,002	0,003
Positive Einstellung zur außerhäuslichen Kinderbetreuung während Elternzeit		
Wenn Kind 1 bis 2 Jahre alt	0,128	0,090
Wenn Kind 2 bis 3 Jahre alt	0,139	0,120
Partner hat Elternzeitmonate genommen	-0,011	0,068
<i>Erwerbsneigung</i>		
Zeitraum geplanter Erwerbseinstieg während Elternzeit		
In den nächsten 6 Monaten	Ref.	Ref.
In den nächsten 12 Monaten	-0,982***	0,084
In den nächsten zwei Jahren	-1,698***	0,101
In mehr als 2 Jahren	-1,889***	0,164
Nicht geplant	-1,226***	0,209
Gewünschter Stundenumfang während Elternzeit	0,016***	0,004
<i>Individuelle Charakteristika Kind</i>		
Alter des Kindes (in Monaten)	0,248***	0,038
Alter des Kindes quadriert	-0,005***	0,000
Kind hat Migrationshintergrund	-0,052	0,082
<i>Individuelle Charakteristika Mutter</i>		
Alter der Mutter (in Jahren)	0,166	0,088
Alter der Mutter quadriert	-0,002	0,001
Höchster Schulabschluss der Mutter		
Höchstens Hauptschulabschluss	-0,105	0,199
Mittlere Reife	0,110	0,073
Fachhochschulreife/Abitur	Ref.	Ref.
<i>Paar- und Haushaltsebene</i>		
Verheiratet zusammenlebend	0,023	0,094
Anzahl Kinder im Haushalt		
Eins	Ref.	Ref.
Zwei	-0,267***	0,073
Drei und mehr	-0,320**	0,106
<i>Regionale Arbeitsmarktebene</i>		
Arbeitslosenquote Frauen auf Kreisebene	0,005	0,014
<i>Weitere Kontrollvariablen</i>		
Telefonische Befragung	-0,233	0,138
Welle 3	0,793***	0,145
Konstante	-5,533***	1,589

Schätzung Erwerbsumfang	<i>Koef.</i>	<i>Standardfehler (robust)</i>
Abhängige Variable: wöchentliche Arbeitsstunden (metrisch) in Welle 2 oder 3		
<i>Kinderbetreuung</i>		
Betreuung des Kindes während Elternzeit		
Von Eltern	<i>Ref.</i>	<i>Ref.</i>
Von Großeltern	-0,361	0,446
In Kita	5,081***	1,347
In Tagespflege	7,323*	3,407
Andere Person (z.B. Kindermädchen, Au-pair)	0,554	1,645
Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene	0,148***	0,020
Positive Einstellung zur außerhäuslichen Kinderbetreuung während Elternzeit		
Wenn Kind 1 bis 2 Jahre alt	1,726*	0,713
Wenn Kind 2 bis 3 Jahre alt	-0,811	0,985
Partner hat Elternzeitmonate genommen	1,059*	0,420
<i>Erwerbsneigung</i>		
Gewünschter Stundenumfang während Elternzeit	0,583***	0,035
<i>Individuelle Charakteristika Kind</i>		
Alter des Kindes (in Monaten)	-0,432	0,320
Alter des Kindes quadriert	0,006	0,006
Kind hat Migrationshintergrund	0,945	0,580
<i>Individuelle Charakteristika Mutter</i>		
Alter der Mutter (in Jahren)	0,330	0,654
Alter der Mutter quadriert	-0,006	0,009
Höchster Schulabschluss der Mutter		
Höchstens Hauptschulabschluss	1,264	1,506
Mittlere Reife	-0,921	0,489
Fachhochschulreife/Abitur	<i>Ref.</i>	<i>Ref.</i>
<i>Paar- und Haushaltsebene</i>		
Verheiratet zusammenlebend	-0,800	0,551
Anzahl Kinder im Haushalt		
Eins	<i>Ref.</i>	<i>Ref.</i>
Zwei	0,836	0,503
Drei und mehr	-1,146	0,715
<i>Regionale Arbeitsmarktebene</i>		
Arbeitslosenquote Frauen auf Kreisebene	0,153	0,085
<i>Weitere Kontrollvariablen</i>		
Telefonische Befragung	0,829	0,853
Welle 3	3,537***	0,905
Konstante	5,643	12,607
Inverse Mills ratio	-0,464***	0,0941
Anzahl der Fälle	2267	

Quelle: DJI-Länderstudien 2012/13 (Welle 2) und 2013/14 (Welle 3), * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001
Hinweis zur Kinderbetreuungsquote⁵

- 5 Die Verteilung der Kinderbetreuungsquote auf Kreisebene zeigt fast keinerlei Überschneidungen zwischen Ost- und Westdeutschland, d.h. sie ist fast disjunkt. Der Anteil der Inanspruchnahme von Kinderbetreuung liegt in Ostdeutschland auf einem deutlich höheren Niveau als in Westdeutschland.

5. Zusammenfassung und Diskussion

Im vorliegenden Beitrag wird untersucht, ob und in welchem Umfang Mütter in Paarhaushalten nach der Elternzeit wieder ins Erwerbsleben zurückkehren und welche Rolle dabei insbesondere die Nutzung externer Kinderbetreuungsangebote während der Elternzeit, die regionalen Kinderbetreuungsquoten sowie die Einstellungen von Müttern zu außerhäuslicher Kinderbetreuung spielen. Zusätzlich wird der Einfluss der Inanspruchnahme von Elternzeitmonaten durch den Partner auf die Erwerbsentscheidung und den tatsächlichen Erwerbsumfang der Mütter betrachtet. Datengrundlage sind Paneldaten von Müttern aus Paarhaushalten der DJI-Länderstudie für die Jahre 2012 bis 2014. Die Besonderheit der zugrunde liegenden Analysen ist, dass Individualdaten mit Makroindikatoren und Einstellungen der Mütter zu institutioneller Kinderbetreuung verknüpft werden.

Als ein zentrales Ergebnis der Untersuchung kann festgehalten werden, dass für die Erwerbsentscheidung von Müttern insbesondere die Betreuungsform während der Elternzeit eine Rolle spielt und von Bedeutung ist, wann und in welchem Umfang sie vorher planen, wieder nach der Geburt eines Kindes erwerbstätig zu werden. Für die Kinderbetreuungsquote, Einstellungen gegenüber außerhäuslicher Kinderbetreuung, und die Inanspruchnahme von Elternzeit durch die Partner können keine signifikanten Zusammenhänge gezeigt werden, so dass sich unsere vorab getroffenen Annahmen meist nicht bestätigen lassen.

Anders verhält es sich hinsichtlich des tatsächlich realisierten Erwerbsumfangs. In welchem Umfang Mütter nach der Elternzeit wieder in den Beruf zurückkehren hängt von zusätzlichen Aspekten der Kinderbetreuung ab. Neben einer bereits während der Elternzeit genutzten externen Betreuung in einer Kita oder in Tagespflege sowie der regionalen Kinderbetreuungsquote weist auch eine positive Einstellung gegenüber externen Betreuungsangeboten für einjährige Kinder darauf hin, dass Mütter in größerem Umfang wieder in den Beruf zurückkehren. Gehen die Partner ebenfalls in Elternzeit, so kehren diese Mütter häufiger mit einem größeren Stundenumfang zurück als diejenigen Mütter, deren Partner keine Elternzeitmonate genommen haben. Unsere Annahmen lassen sich anhand der Analysen zum Erwerbsumfang insgesamt bestätigen.

Die Analysen konnten demnach zeigen, dass unter Kontrolle der Selektion in Erwerbstätigkeit, Mütter durch den Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung für Unter-Dreijährige ihren Erwerbsumfang ausdehnen können und ihre Erwerbstätigkeit mehr ihren Wünschen anpassen können als dies noch vor der Reform möglich war (Büchel/Spieß 2002). Wie andere Studien finden auch wir einen positiven Effekt öffentlicher Kinderbetreuung auf die Erwerbstätigkeit von Müttern, können allerdings die bestehenden Studien ergänzen mit Aussagen zu Einstellungen gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung, der Kinderbetreuungsquote und der Inanspruchnahme von Elternzeit durch die Väter. Ähnlich wie Schober und Zoch (2015) können die hier vorliegenden Ergebnisse ebenfalls zeigen, dass die Inanspruchnahme der Vätermonate die Erwerbstätigkeit der Mutter positiv beeinflusst und damit zu einer egalitäreren Aufgabenteilung beitragen kann.

In Kombination mit der Ost-West-Variable liegt damit nahezu perfekte Kollinearität vor. Im Modell muss daher auf eine zusätzliche Kontrolle nach Ost- und Westdeutschland verzichtet werden. Weitergehende Informationen hierzu können bei den Autorinnen angefordert werden.

Aus verhandlungstheoretischer Perspektive kann die Annahme, dass die Möglichkeit zum Outsourcen der Kinderbetreuung zu einer egalitäreren Aufgabenteilung führen kann, untermauert werden. Neben diesem institutionellen Kontext (Kinderbetreuungsquote, Vätermomente, Nutzung) weisen unsere Ergebnisse aber auch auf die Bedeutung von Normen und Einstellungen bei der Entscheidung zum Erwerbsumfang hin. Eine positive Einstellung gegenüber öffentlicher Kinderbetreuung von Einjährigen hängt signifikant häufiger mit einem höheren Stundenumfang zusammen. Ob allerdings Normen und Einstellungen oder vielmehr institutionelle Angebote die Erwerbsneigung und den -umfang beeinflussen, kann mit den vorliegenden Ergebnissen nicht untersucht werden. Die vorliegenden Ergebnisse sprechen eher für eine Interdependenz von kulturellen Normen, wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen und individuellem Verhalten.

Die Befragung unterliegt einigen Restriktionen. Zum einen fehlen detaillierte Angaben zur Erwerbssituation der Mütter vor ihrer Erwerbspause (z.B. Erwerbsumfang und Einkommen vor der Geburt), dem tatsächlichen Zeitpunkt des Wiedereinstiegs sowie der Erwerbssituation des Partners (z.B. Erwerbsumfang, Einkommen und Familienfreundlichkeit des Arbeitgebers). Um den Einfluss der Kinderbetreuungssituation detaillierter untersuchen zu können bräuchte es zudem noch eine umfangreichere Panelstruktur. Außerdem wäre die Information hilfreich gewesen, ob die Frauen zum Befragungszeitpunkt wieder schwanger sind und ein späterer Wiedereinstieg auch möglicherweise dadurch zu erklären ist.

Vermutlich werden zeitliche Angaben zum Erwerbsumfang bei der Rückkehr immer konkreter, je näher dieser Zeitpunkt der Rückkehr rückt. Der tatsächliche zeitliche Umfang der realisierten Erwerbstätigkeit hängt zudem nicht nur allein von den Müttern ab, sondern ist z.B. auch abhängig von den Verhandlungen zwischen ihnen und ihren Arbeitgebern sowie ihren Partnern bezüglich der Aufteilung der Familienarbeit. Zu berücksichtigen ist auch, dass es sich in der Befragung um einen Wiedereinstieg in naher Zukunft handelt, was nicht unbedingt bedeuten muss, dass die Frauen überhaupt nicht mehr in ihren Beruf zurückkehren, sondern nur dafür möglicherweise etwas mehr Zeit benötigen. Die drei Erhebungswellen folgen zeitlich sehr nah aufeinander. Damit kann nur etwas über einen vergleichsweise kurzen Zeitraum des Wiedereinstiegs nach der Elternzeit (innerhalb der ersten 34 Lebensmonate des Kindes) ausgesagt werden.

Zusätzlich muss betont werden, dass ein größeres Angebot an öffentlichen Kinderbetreuungsmöglichkeiten, vor allem durch den starken Ausbau von Plätzen für Kinder unter drei Jahren in den letzten Jahren, eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen und soziale Ungleichheiten im Aufwachsen von Kindern aus bildungsfernen Elternhäusern abfedern kann. Es ist zu erwarten, dass hierdurch langfristig auch eine bessere finanzielle Absicherung von Müttern erreicht werden kann.

Literatur

- Achatz, J., Hirsland, A., Lietzmann, T. & Zabel, C. (2013). *Alleinerziehende Mütter im Bereich des SGB II. Eine Synopse empirischer Befunde aus der IAB-Forschung*. Nürnberg: IAB (IAB-Forschungsbericht 8/2013). doi:10419/84897.
- Adler, M. A., Brayfield, A. (1997). Women's work values in unified Germany. Regional differences as remnants of the past. *Work and occupations*, 24, 2, S. 245-266. doi:10.1177/0730888497024002006.

- Agarwal, B. (1997). "Bargaining" and gender relations: Within and beyond the household. *Feminist Economics*, 3, 1, S. 1-50. doi:10.1080/135457097338799.
- Albrecht, J.W., Edin, P., Vroman, S. B. (2000). A cross-country comparison of attitudes towards mothers working and their actual labor market experience. *Labour*, 14, 4, S. 591-607. doi:10.1111/1467-9914.00147.
- Algan, Y., Cahuc, P., Boeri, T., & Fogli, A. (2005). The roots of low European employment: Family culture? *NBER International Seminar on Macroeconomics*, S. 65-123.
- Alt, C., Berngruber, A. & Hubert, S. (2014). *DJI Top Thema: Ist das deutsche Kita-System sozial ausgewogen? Trotz Ausbau kein Platz? Der Einfluss von Einstellungen und soziodemografischen Faktoren auf die Nichtinanspruchnahme öffentlicher Kindertagesbetreuung*. <http://www.dji.de/index.php?id=43703> [Stand: 2015-11-25].
- Alt, C., Berngruber, A. & Pötter, U. (2016). Wer bemüht sich um einen Kita-Platz und wer nimmt ihn in Anspruch? Ein Vergleich zwischen Migranten- und autochthonen Familien mit Kindern unter drei Jahren. *Zeitschrift für Pädagogik*, 5, S. 690-706.
- Andronesu, C. G., Carnes, M. E. (2015). Value coalitions and policy change: The impact of gendered patterns of work, religion and partisanship on childcare policy across German states. *Journal of European Social Policy*, 25, 2 25, S. 159-174. doi:10.1177/0958928715573480.
- Alwin, D., Braun, M. & Scott, J. (1992). The separation of work and family: Attitudes towards female labour force participation in Germany, Great Britain and the United States. *European Sociological Review*, 8, 1, S. 13-36. doi:10.1093/oxfordjournals.esr.a036620.
- Arntz, M., Dlugosz, S. & Wilke, R. (2014). *The sorting of female careers after first birth: A competing risks analysis of maternity leave duration*. Mannheim: ZEW (Discussion paper No. 14-125). doi:10.1111/obes.12158.
- Aust, F., von der Burg, J. & Hess, D. (2013). *Methodenbericht. Zusatzuntersuchung zur AID:A-Haupterhebung. KiföG Regionalstudie Frühjahr 2012*. Unveröffentlichtes Manuskript. Bonn.
- Aust, F., Bech, K., von der Burg, J. & Hess, D. (2014a): *Methodenbericht. KiföG-Regionalstudie Winter 2012/2013*. Bonn (Unveröffentlichtes Manuskript).
- Aust, F., von der Burg, J. Hess, D. & Knecht, B. (2014b): *Methodenbericht. KiföG-Regionalstudie Winter 2013/2014*. Bonn (Unveröffentlichtes Manuskript).
- Bauernschuster, S. & Rainer, H. (2012). Political regimes and the family: How sex-role attitudes continue to differ in reunified Germany. *Journal of Population Economics*, 25, 1, S. 5-27. doi:10.1007/s00148-011-0370-z.
- Bauernschuster, S. & Schlotter, M. (2015). Public childcare and mothers' labor supply – Evidence from two quasi-experiments. *Journal of Public Economics*, 123, S. 1-16. doi:10.1016/j.jpubeco.2014.12.013.
- Beblo, M. (2001). *Bargaining over time allocation: Economic modeling and econometric investigation of time use within families*. Heidelberg: Physica-Verlag (Contributions to Economics).
- Beblo, M., Bender, S. & Wolf, E. (2009). Establishment-level wage effects of entering motherhood. *Oxford Economic Papers*, 61, S. 111-134. doi:10.1093/oeq/gpn040.
- Becker, G. S. (1965). A theory of the allocation of time. *The Economic Journal*, 75, S. 493-517. doi:10.2307/2228949
- Becker, G. S. (1981). *A treatise on the family*. Cambridge: Harvard University Press.
- BMFSFJ (2015). *Fünfter Zwischenbericht zur Evaluation des Kinderförderungsgesetzes. Bericht der Bundesregierung 2015 über den Stand des Ausbaus für ein bedarfsgerechtes Angebot an Kindertagesbetreuung für Kinder unter drei Jahren für das Berichtsjahr 2014 und Bilanzierung des Ausbaus durch das Kinderförderungsgesetz*. <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/publikationen,did=214056.html> [Stand: 2015-11-25].
- BMFSFJ (2018). *Kindertagesbetreuung Kompakt. Ausbaustand und Bedarf 2017. Ausgabe 03*.
- Boll, C. (2010). Lohneinbußen von Frauen durch geburtsbedingte Erwerbsunterbrechungen. *Wirtschaftsdienst*, 90, S. 700-702. doi:10.1007/s10273-010-1138-x.q.

- Bonin, H., Fichtl, A., Rainer, H., Spieß, K. C., Stichnoth, H., Wrohlich, K. (2013). Zentrale Resultate der Gesamtevaluation familienbezogener Leistungen. *DIW-Wochenbericht*, 80, 40, S. 3-13. doi:10419/83680.
- Budig, M. J., Misra, J. & Boeckmann, I. (2012). The motherhood penalty in cross-national perspective: The importance of work–family policies and cultural attitudes. *Social Politics*, 19, 2, S. 163-193. doi:10.1093/sp/jxs006.
- Brehmer, W., Klenner, C. & Klammer, U. (2010). *Wenn Frauen das Geld verdienen – eine empirische Annäherung an das Phänomen der Familienernährerin*. Düsseldorf: WSI (WSI-Diskussionspapier No. 170). doi:10419/50480.
- Breidahl, K. N. & Larsen, C. A. (2016). The myth of unadaptable gender roles: Attitudes towards women's paid work among immigrants across 30 European countries. *Journal of European Social Policy*, 26, 5, S. 387-401. doi:10.1177/0958928716664292.
- Büchel, F. & Spieß, C. K. (2002). *Form der Kinderbetreuung und Arbeitsmarktverhalten von Müttern in West- und Ostdeutschland*. Stuttgart: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 220).
- Cameron, A. C. & Trivedi, P. K. (2009). *Microeconometrics using Stata*. College Station: Stata Press.
- Connelly, R. (1992). The effect of child care costs on married women's labor force participation. *The Review of Economics and Statistics*, 74, S83-390. doi:10.2307/2109545.
- Cooke, L. P. (2006). Policy, preferences, and patriarchy: The division of domestic labor in East Germany, West Germany, and the United States. *Social Politics*, 13, 1, S. 117-143. doi:10.1093/sp/jxj005.
- Del Boca, D., Pasqua, S. & Pronzato, C. (2009). Motherhood and market work decisions in institutional context: A European perspective. *Oxford Economic Papers*, 61, i147–i171. doi:10.1093/oeq/gpn046.
- Drasch, K. (2011). *Zwischen familiärer Prägung und institutioneller Steuerung: Familienbedingte Erwerbsunterbrechungen von Frauen in Ost- und Westdeutschland und der DDR*. S. 171-200 in: P.A. Berger, K. Hank & A. Tölke (Hrsg.), *Reproduktion von Ungleichheit durch Arbeit und Familie*. Wiesbaden: VS. doi:10.1007/978-3-531-94117-2_8.
- Drasch, K. (2012). *Between familial imprinting and institutional regulation. Family related employment interruptions of women in Germany before and after the German reunification*. Nürnberg: IAB Discussion Paper 09/2012. doi:10419/84939.
- Drasch, K. (2013). *The re-entry of mothers in Germany into employment after family-related interruptions. Empirical evidence and methodological aspects from a life course perspective*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Engelhardt, H. (1999). Lineare Regression mit Selektion: Möglichkeiten und Grenzen der Heckman-Korrektur. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51(4): 706-723.
- Esser, H. (2010). Das Modell der Frame-Selektion. Eine allgemeine Handlungstheorie für die Sozialwissenschaften? In: Albert, G. & Siegmund, S. (Hrsg.), *Soziologische Theorie kontrovers*. 50. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 45-61.
- European Commission, EACEA/Eurydice & Eurostat (2014). *Key data on early childhood education and care in Europe. 2014 edition. Eurydice and Eurostat Report*. Luxembourg: Publications Office of the European Union.
- Feider, C. (2006). *Berufsrückkehrerinnen: Erwerbs- und Familienverläufe nach Qualifizierungsmaßnahmen aus biographischer Perspektive*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Fortin, N. M. (2005). Gender role attitudes and the labour-market outcomes of women across OECD countries. *Oxford Review of Economic Policy*, 21, 3, S. 416-438. doi:10.1093/oxrep/gri024.
- Folbre, N. (1997). Gender coalitions: Extrafamily Influences on intrafamily inequalities. In: Haddad, L., Hoddinott, J. & Alderman, H. (Hrsg.), *Intrahousehold resource allocation in developing countries. Models, methods, and policy*. Baltimore & London: Johns Hopkins University Press, S. 263-274.
- Frodermann, C., Müller, D. & Abraham, M. (2013). Determinanten des Wiedereinstiegs von Müttern in den Arbeitsmarkt in Vollzeit oder Teilzeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 65, S. 645-668. doi:10.1007/s11577-013-0236-3.

- Frommert, D., Heien, T. & Loose, B. (2013). Auswirkungen von Kindererziehung auf Erwerbsbiografien und Alterseinkommen von Frauen. *WSI-Mitteilungen*, 66, S. 338-349.
- Fuchs-Rechlin, K. & Bergmann, C. (2014). Der Abbau von Bildungsbenachteiligung durch Kindertagesbetreuung für unter 3-Jährige – zwischen Wunsch und Wirklichkeit. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaften*, 17, S. 95-118. doi:10.1007/s11618-013-0464.
- Fuchs-Rechlin, K., Kaufhold, G., Thuilot, M. & Webs, T. (2014). *Der U3-Ausbau im Endspurt. Analysen zu kommunalen Betreuungsbedarfen und Betreuungswünschen von Eltern*. Dortmund: Forschungsverbund DJI/TU.
- Fuchs, J. & Zika, G. (2010). Arbeitsmarktbilanz bis 2025: Demografie gibt die Richtung vor. *IAB-Kurzbericht 12/2010*. doi:10419/158329.
- Geyer, J., Haan, P., Spieß, C. K. & Wrohlich, K. (2012). Elterngeld führt im zweiten Jahr nach Geburt zu höherer Erwerbsbeteiligung von Müttern. *DIW-Wochenbericht*, 79, S. 3-10. doi:10419/58095.
- Goerres, A., Tepe, M. (2012). Doing it for the kids? The determinants of attitudes towards public child-care in unified Germany. *Journal of Social Policy*, 41, 2, S. 349-372. doi:10.1017/S0047279411000754.
- Grunow, D. & Müller, D. (2012). Kulturelle und strukturelle Faktoren bei der Rückkehr in den Beruf: Ostdeutsche, westdeutsche und ost-west-mobile Mütter im Vergleich. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research, Sonderheft 9/2012*, S. 55-77. doi:10419/84945.
- Grunow, D., Aisenbrey, S. & Evertsson, M. (2011). Familienpolitik, Bildung und Berufskarrieren von Müttern in Deutschland, USA und Schweden. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 63, S. 395-430. doi:10.1007/s11577-011-0139-0.
- Haan, P., & Wrohlich, K. (2011). Can child care policy encourage employment and fertility?: Evidence from a structural model. *Labour Economics*, 18, 4, S. 498-512. doi:10.1016/j.labeco.2010.12.008.
- Hakim, C. (2000). *Work-lifestyle choices in the 21st century: Preference theory*. Oxford: Oxford University.
- Heckman, J. J. (1979). Sample selection bias as a specification error. *Econometrica*, 47, S. 153-161.
- Hoherz, S. (2014). *Maternity leave in the context of couples: The impact of both partners' characteristics and employment experiences on mothers' re-entry into the labour market*. Berlin: SOEP (SOEPpapers on Multidisciplinary Panel Data Research No. 647).
- Kangas, O. & Rostgaard, T. (2007). Preferences or institutions? Work-family life opportunities in seven European countries. *Journal of European Social Policy*, 17, 3, S. 240-256. doi:10.1177/0958928707078367
- Kremer, M. (2007). *How welfare states care*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Kreyenfeld, M. & Hank, K. (2000). Does the availability of child care influence the employment of mothers? Findings from western Germany. *Population Research and Policy Review* 19, 4, S. 317-337. doi:10.1023/A:1026556309080.
- Kreyenfeld, M. & Geisler, E. (2006). Müttererwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 18, 3, S. 333-360.
- Lietzmann, T. (2009). *Bedarfsgemeinschaften im SGB II: Warum Alleinerziehende es besonders schwer haben*. IAB-Kurzbericht 12/2009. doi:10419/158299.
- Marold, J. (2009). Mütter im Spannungsfeld zwischen Kind und Beruf: Der Weg vom Ernährer- zum Zweiverdienermodell im Spiegel familienpolitischer und geschlechterkultureller Entwicklungen in Deutschland, Dänemark und den Niederlanden. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 21, 1, S. 54-85.
- Mincer, J. (1962). Labour force participation of married women: A study of labour supply. In Gregg, L. H. (Hrsg.): *Aspects of labour economics*. Princeton: Princeton University Press, S. 63-105.
- Mills, M. et al. (2014). *Use of childcare services in the EU member states and progress towards the Barcelona targets. European Union 2014*. RAND Corporation (Short Statistical Report No. 1). https://www.rand.org/pubs/research_reports/RR185.html.
- Müller, K.-U. & Wrohlich, K. (2016). Two steps forward – One step back?: Evaluating contradicting child care policies in Germany. *CESifo Economic Studies* 62, 4, S. 672-698. doi:10.1093/cesifo/ifv020.

- Müller, K.-U., Spieß, C. K. & Wrohlich, K. (2013a). Rechtsanspruch auf Kitaplatz ab zweitem Lebensjahr: Erwerbsbeteiligung von Müttern wird steigen und Kinder können in ihrer Entwicklung profitieren. *DIW Wochenbericht*, 32/2013. doi:10419/78871.
- Müller, K.-U., Spieß, C. K., Tsiasioti, C., Wrohlich, K. et al. (2013b). *Evaluationsmodul: Förderung und Wohlergehen von Kindern*. Berlin: DIW (Politikberatung kompakt 73). doi:10419/84887.
- Ott, N. (1992). *Intrafamily bargaining and household decisions*. Berlin: Springer.
- Pfau-Effinger, B. (1996). *Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen: theoretische Rahmen und empirische Ergebnisse*.
- Pfau-Effinger, B. (2000). *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa: Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pfau-Effinger, B. (2004). *Development of culture, welfare states and women's employment in Europe*. Aldershot: Ashgate.
- Pfau-Effinger, B. (2005). Culture and welfare state policies: Reflections on a complex interrelation. *Journal of Social Policy*, 34, 1, S. 1-18. doi:10.1017/S0047279404008232.
- Pfau-Effinger, B. (2006). Cultures of childhood and the relationship of care and employment in European welfare states. In: Lewis, J. (Ed.): *Children, changing families and welfare states*. Cheltenham & Northampton: Edward Elgar.
- Rupp, M. & Beier, L. (2013). Berufsverläufe von Müttern im Kontext der neuen Elterngeldregelung. In: Mühlhling, T., Rost, H. & Rupp, M. (Hrsg.), *Berufsrückkehr von Müttern. Lebensgestaltung im Kontext des neuen Elterngeldes*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 69-102.
- Schober, P. S. & Spieß, C. K. (2012). Frühe Förderung und Betreuung von Kindern: Bedeutende Unterschiede bei der Inanspruchnahme besonders in den ersten Lebensjahren. *DIW-Wochenbericht*, 43, S. 17-29. doi:10419/67541.
- Schober, P. S. & Stahl, J. F. (2014). Trends in der Kinderbetreuung: sozioökonomische Unterschiede verstärken sich in Ost und West. *DIW-Wochenbericht*, 81, S. 986-995. doi:10419/104037.
- Schober, P. S. & Zoch, G. (2015). Kürzere Elternzeit von Müttern: gleichmäßigere Aufteilung der Familienarbeit? *DIW-Wochenbericht*, 82, 50, S. 1190-1196. doi:10419/125498.
- Schönberg, U. & Ludsteck, J. (2014). Expansions in maternity leave coverage and mothers' labor market outcomes after childbirth. *Journal of Labor Economics*, 32, S. 469-505. doi:10.1086/675078.
- Steiber, N. & Haas, B. (2009). Ideals or compromises? The attitude-behaviour relationship in mothers' employment. *Socio-Economic Review*, 7, S. 639-668. doi:10.1093/ser/mwp015.
- Strauß, S. (2010). Familienunterbrechungen im Lebensverlauf als Ursache kumulativer Geschlechterungleichheiten. In: Bolder, A., Epping, R., Klein, R., Reutter, G. & Seiverth, A. (Hrsg.), *Neue Lebenslaufregimes – neue Konzepte der Bildung Erwachsener?* Wiesbaden: VS, S. 89-104. doi:10.1007/978-3-531-92260-7_6.
- Uunk, W., Kalmijn, M. & Muffels, R., (2005). The impact of young children on women's labour supply. A reassessment of institutional effects in Europe. *Acta Sociologica*, 48, S. 41-62. doi:10.1177/0001699305050986.
- Weber, A. M. (2004). *Wann kehren junge Mütter auf den Arbeitsmarkt zurück? Eine Verweildaueranalyse für Deutschland*. Mannheim: ZEW (ZEW Discussion Paper No.04-08). doi:10419/24008.
- Wooldridge, J. M. (2010). *Econometric analysis of cross section and panel data*. MIT press.
- Wrohlich, K., Berger, E., Geyer, J., Haan, P., Sengül, D., Spieß, C. K. & Thiemann, A. (2012). *Elterngeld-Monitor. Kurzfassung*.
<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Elterngeld-Monitor-Studie-Kurzfassung,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Stand: 2015-11-25].
- Ziefle, A. (2009). *Familienpolitik als Determinante weiblicher Lebensverläufe? – Die Auswirkungen des Erziehungsurlaubs auf Familien- und Erwerbsbiographien in Deutschland*. Wiesbaden: VS. doi:10.1007/978-3-531-91735.

Eingereicht am/Submitted on: 13.07.2016

Angenommen am/Accepted on: 24.10.2017

Anschriften der Autorinnen/Addresses of the authors:

Katharina Diener, Diplom-Sozialwirtin (Univ.)
Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB)
Regensburger Straße 104
90478 Nürnberg
Deutschland/Germany

E-Mail/Email: Katharina.Diener@iab.de

Dr. Anne Berngruber
Deutsches Jugendinstitut (DJI)
Nockherstraße 2
81541 München
Deutschland/Germany

E-Mail/Email: berngruber@dji.de

Fabian Gülzau

Sandkastengespräche im Netz? Leitbilder „guter Erziehung“ in einem digitalen Elternforum

Playground chatter on the internet? Models of “good parenting” in a parent online forum

Zusammenfassung:

Der explorative Artikel leistet einen Beitrag zur Forschung um Leitbilder „guter Erziehung“, indem untersucht wird, ob gegenwärtige Ansprüche aus Politik, Wissenschaft und Ratgeberliteratur innerhalb eines großen deutschen Elternforums diskutiert werden. Als Datenmaterial dienen 58.240 Nutzerbeiträge zu einer digitalen Diskussionsplattform. Anhand dieser digitalen Daten kann nicht nur analysiert werden, *welche* Themen die Nutzer besprechen, sondern auch *wie* sie diese verhandeln. Hierzu wird mit „topic modeling“ ein innovatives Verfahren der „computational social sciences“ (CSS) mit der qualitativen Inhaltsanalyse kombiniert. Der Beitrag zeigt, dass insbesondere Expertenwissen von Nutzern aufgegriffen wird, um die eigene Erziehungspraxis zu rechtfertigen und zu reflektieren. Die Bezugnahmen sind in weiten Teilen positiv auch wenn einzelne Autoren kritisch betrachtet werden.

Schlagwörter: Elternforen, Erziehung, topic models, digitale Medien, Familienleitbilder

Abstract:

This explorative article contributes to research on models of “good parenting” by analyzing whether current demands of politics, science and advice literature are discussed in a large German parenting online forum. The data consists of 58,240 user submissions to a digital discussion board. Using this digital data, it can not only be analyzed *which* topics users discuss but also *how* they negotiate them. With “topic modeling”, an innovative approach from the computational social sciences (CSS), is combined with qualitative content analysis. The article shows that expert knowledge is picked up by users to justify and reflect on their childrearing practices. By and large, parents refer to expert knowledge in a positive manner, however, some authors are viewed rather critically.

Key words: parenting online forum, parenting, topic models, digital media, family-related ‘Leitbilder’

1. Einleitung und Fragestellung

Eltern sind vielfältigen Ansprüchen und Erwartungen ausgesetzt (Ostner et al. 2017). Dabei oszilliert die Rolle, die ihnen zugewiesen wird, zwischen der Anrufung als Heilsbringer für diverse gesellschaftliche Probleme und drastischen Warnungen vor steigender erzieherischer Inkompetenz (Betz et al. 2013).

Verschiedene Akteure formulieren Erwartungen an eine gelingende Elternschaft, wobei das Ausmaß an „fürsorglicher Belagerung“ (Frevort 1985; Beck-Gernsheim 1997: 109) als wahrer „turn to parenting“ (Daly 2017: 42) beschrieben wird. Politik, Wissenschaft und Experten, die ihr Wissen über Erziehungsratgeber verbreiten, lassen eine zunehmende Bereitschaft erkennen, in die Privatsphäre der Familie einzugreifen, indem sie zum Teil explizite Leitbilder „guter Erziehung“ entwerfen (Betz 2012; Daly 2017). Die Eltern-Kind-Beziehung erscheint dabei als Werkzeug, welches genutzt werden kann, um vielfältige gesellschaftliche Problemlagen zu lösen (Betz et al. 2013; Gillies 2012).

Dass Eltern durch diese Entwicklung verunsichert und auf der Suche nach Informationen sind, zeigen verschiedene Studien (Merkle/Wippermann 2008; Ruckdeschel 2015). Doch wohin wenden sich Eltern, wenn sie Rat suchen? Welches Wissen finden sie in den verschiedenen Formaten und werden die skizzierten Ansprüche dort thematisiert?

Zur Beantwortung dieser Fragen hat sich die wissenschaftliche Forschung bisher vor allem auf populäre Erziehungsratgeber bezogen. Forscher gehen davon aus, dass diese Ratgeber „a window on cultural norms for childrearing“ (Hoffman 2009: 16) eröffnen. Aber auch politische Dokumente sowie standardisierte Befragungen werden verwendet, um Aufschluss über gesellschaftliche Leitbilder „guter Kindheiten“ (Betz 2012) und „normaler Familien“ (Schneider et al. 2015) zu erhalten. Die Annahme hinter diesem Vorgehen ist, dass sich Leitbilder auch in den elterlichen Selbstbeschreibungen und Praktiken ausdrücken, wobei aber zumeist entweder nur Leitbilder oder elterliche Narrative erfasst werden.

Ein weiteres Medium, welches verstärkt von Eltern genutzt wird, ist das Internet mit seinen Blogs, Foren und sonstigen Informationsangeboten. Die Analyse dieses Mediums hat den Vorteil, dass hier nicht nur aktuelle Leitbilder „guter Erziehung“ identifiziert werden können, sondern zugleich, wie Eltern sich mit diesen auseinandersetzen. Im Fall von Elternforen kommen also beide Seiten in den Blick. Einerseits kann festgestellt werden, *welche* Themen für Nutzer relevant sind und, andererseits, kann zugleich analysiert werden, *wie* diese Themen diskutiert werden.

Diesen beiden Aspekten widmet sich die vorliegende Untersuchung im Folgenden. Zunächst verwende ich ein exploratives Verfahren der quantitativen Textanalyse (so genannte „topic models“), um festzustellen, welche Themen in digitalen Elternforen diskutiert werden. Die Ergebnisse verwende ich darauffolgend, um zu prüfen, ob Elemente des aktuellen Leitbildes „guter Erziehung“ innerhalb des Forums aufgegriffen werden. Zuletzt greife ich auf das besondere Analysepotential von Onlineforen zurück, um die Auseinandersetzung um relevante Aspekte des Leitbildes mit Hilfe der qualitativen Inhaltsanalyse exemplarisch nachzuzeichnen.

Obschon Mediatisierung bereits als Meta-Prozess der Moderne beschrieben wird (Krotz 2014), welcher längst auch Familien berührt (Clark 2013; Röser et al. 2017), sind sowohl internetbasierte Daten als auch medial-vermitteltes Handeln von Familien, und die Entwicklung geeigneter Forschungsmethoden noch vernachlässigte Phänomene in der Familiensoziologie. So ist etwa „eine Methodik zur Auswertung von Internet-Foren (...) noch nicht entwickelt“ (Dienel 2003: 133), obwohl sich inzwischen erste methodische Reflexionen finden lassen (Ullrich/Schiek 2014).

Dieser Aufsatz möchte hier einen Beitrag leisten, indem neuere Verfahren der „computational social sciences“ (CSS) darunter „webscraping“ sowie „topic models“ auf digitale Elternforen angewandt werden. Die Chancen und Risiken internetbasierter Daten und Me-

thoden wurden darüber hinaus bisher häufig nicht eingehend reflektiert (Farrell/Petersen 2010), sodass der Artikel zur Integration neuerer Verfahren in die Familiensoziologie beiträgt.

2. Forschungsstand

Die Analyse von Familienleitbildern kann in unterschiedlichen Komplexitätsgraden erfolgen. Zwischen einem „Leitbild von der Familie im umfassenderen Wortsinne“ (Diabaté/Lück 2014: 57) bis hin zu Analyse einzelner Teilbereiche, wie etwa dem Stillen, sind unterschiedliche Dimensionierungen möglich.

Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, sich vorab über die relevanten Elemente zu verständigen. Auch um im späteren Verlauf Erwartungen über das Wissen, welches sich in digitalen Elternforen findet, formulieren zu können, werde ich im Folgenden Facetten des aktuellen Leitbildes „guter Erziehung“ herausarbeiten. Unter einem Leitbild verstehe ich dabei „ein Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen‘, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschten und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem“ (Diabaté/Lück 2014: 56).

Im Gegensatz zu Analysen, die diesen Zusammenhang lediglich postulieren, soll diese Vermutung in der vorliegenden Arbeit allerdings empirisch analysiert werden. Der Vorteil des Leitbildbegriffs für die Untersuchung liegt hierbei darin, dass dieser Akteure nicht als „cultural dopes“ (Garfinkel 1967: 66-75; auch Hays 1996: 75) versteht, die an sie gerichtete Erwartungen lediglich ausführen. Vielmehr setzen sich Akteure durchaus konflikthaft mit diesen auseinander. So ist es etwa vorstellbar, dass aktuelle Anforderungen an die Eltern-Kind-Beziehung „die Menschen abschreckt und überfordert“ (Diabaté/Lück 2014: 61). Nicht zuletzt zeichnet sich der Leitbildbegriff durch einen „Doppelcharakter als Mikro- und Makrophänomen“ (ibid.: 64) aus, welcher sich, so möchte ich zeigen, in besonderer Weise durch die Analyse von Onlineforen umsetzen lässt.

Der Beitrag fokussiert insbesondere auf das aktuelle Leitbild „guter Erziehung“, welches unter dem Begriff des „turn to parenting“ (Daly 2017: 42) diskutiert wird. Diese Perspektive ist zum „predominant way in which child-raising is viewed and talked about“ (ibid.) avanciert und wird zusehends auch für den deutschen Fall relevant (Betz et al. 2017; Ostner/Stolberg 2015). Die Merkmale des „turn to parenting“ sind nach Daly (2017), erstens, ein Fokus auf spezifische, vermeintlich entwicklungsfördernde Erziehungspraktiken als Ausweis gelingender Elternschaft, zweitens, eine Verwissenschaftlichung der Eltern-Kind-Beziehung (z.B. über Erziehungsstiltypologien) und, drittens, eine verstärkte Neigung der Politik bestimmte Erziehungsvorstellungen zu propagieren.

Im Folgenden werde ich die wichtigsten Elemente dieses Leitbildes umreißen und füllen, wobei bisher nur „eine rudimentäre Leitbild-Forschung“ (Diabaté/Lück 2014: 55) besteht, sodass die Kennzeichnung zum Teil skizzenhaft erfolgen muss. Die Darstellung gliedert sich dabei nach einzelnen Feldern und wirkmächtigen Akteuren, die Erwartungen an Eltern formulieren. Die Forschung stimmt darin überein, dass Wissenschaft, Politik, sonstigen „Experten“ und dem Markt an Erziehungsratgebern sowie -zeitschriften eine gewichtige Rolle zugeschrieben werden kann (Beck-Gernsheim 1997; Daly 2017; Lee et al. 2014). Da es sich bei den Facetten des Leitbildes allerdings noch nicht um ein „overall

coherent package“ (Daly 2017: 52) handelt und verschiedene Akteure beteiligt sind, ist durchaus auch mit inkohärenten oder widersprüchlichen Erwartungen zu rechnen (Diabaté/Lück 2014: 58).

Im Literaturüberblick beziehe ich bewusst auch Forschung aus dem angelsächsischen Raum ein, da sich Debatten in Deutschland häufig von dortigen Phänomenen beeinflusst zeigen (Gebhardt 2009).

2.1 *Erziehungsratgeber und Expertenwissen: Kognitive Förderung und Krisendiskurs*

Da ein Großteil der Untersuchungen sich auf Erziehungsratgeber- und -zeitschriften bezieht, beginne ich mit der Darstellung dieses Feldes. Wie eingangs angesprochen, vermuten Forscher durch die Analyse von Erziehungsratgebern „an approximation of the dominant cultural model of raising children“ (Hays 1996: 52) zu finden.

Zunächst fällt die wachsende Anzahl an Ratgeberliteratur auf. Obwohl Aussagen über die genaue Publikationszahl von Erziehungsratgebern schwierig zu treffen sind (Höffer-Mehlmer 2007), zeigt ein Blick in den Katalog der Deutschen Nationalbibliothek eine schier unermessliche und über den Zeitverlauf zunehmende Anzahl an Publikationen.

Ein Ergebnis, welches verschiedene Autoren teilen, ist zudem das steigende Angebot an Literatur zur kognitiven Förderung und Entwicklung von Kindern (Quirke 2006; Wrigley 1989). So identifiziert Quirke (2006) eine wachsende Anzahl an Publikationen, die sich explizit an Eltern wenden, eine Diversifizierung des angesprochenen Publikums – inzwischen gibt es Ratgeber für diverse Zielgruppen – und ein steigendes Interesse am Thema „kognitive Entwicklung“ (ibid; 395-402).

Erziehungsratgeber, die sich speziell an den deutschen Markt wenden, sind häufig von Krisendiskursen durchzogen (BMFSFJ 2006: 102; Gebhardt 2009; Schmid 2011). Dies wird nicht zuletzt mit dem schlechten Abschneiden der deutschen Schüler im ersten PISA-Test in Verbindung gebracht, welcher als „PISA-Schock“ auch die mediale und politische Debatte maßgeblich beeinflusst hat (Klinkhammer 2014: 253f.).

2.2 *Der wissenschaftliche Diskurs: Von der Bedeutung der ersten Jahre*

Wissenschaftler spielen ebenfalls eine bedeutende Rolle in der Legitimation und Verbreitung von Leitbildern, indem etwa Studienergebnisse in Erwartungen an elterliche Erziehungspraktiken umgewandelt werden (Kessen 1979).

Gegenwärtig bemerken verschiedene Autoren, dass einige Wissenschaften (Ökonomie, Entwicklungs- und Neuropsychologie) ihre Bedeutung in der politischen und medialen Debatten steigern konnten (Klinkhammer 2014; Ostner 2008), wobei sich deren Einfluss zwischen „agenda setting“ und „ex post Unterstützung“ (Ostner 2007: 385, Herv. i.O.) von politischen Entscheidungen bewegt.

In einer Studie, die den entwicklungspsychologischen Diskurs untersucht, stellen Ramackers/Suissa (2012) fest, dass psychologische Konzepte bereits Eingang in elterliche Selbstbeschreibungen gefunden haben. Hierbei werden insbesondere Phasenmodelle der kindlichen Entwicklung aufgegriffen, welche durch Eltern überwacht werden können (ibid.:

5-9). Aber auch Erziehungsstiltypologien werden vielfach diskutiert und durch Erziehungsratgeber verbreitet (ibid.: 28; Daly 2017: 43f.). Zudem werden Eltern dazu angehalten, sich Rat durch Experten einzuholen, um bestmögliche Entscheidungen zu treffen (Ramaekers/Suissa 2012: 23-28). Dies ist eine Erwartung, die sich ebenfalls im politischen Diskurs wieder spiegelt (Betz et al. 2013). Zuletzt betonen Ramaekers/Suissa (2012), dass die Eltern-Kind-Beziehung verstärkt als zielorientiertes Verfahren behandelt wird:

“Parents, to put it simply, are expected to relate to their children as teachers relate to children – that is, with one or more specific educational targets in mind – which stands in contrast to their ‘ordinary’ daily interactions with their children” (ibid.: 27).

Auch Neurowissenschaftler melden sich in der Debatte um „gute Erziehung“ zusehends zu Wort (Macvarish 2016; Wastell/White 2012). Diese betonen insbesondere die Bedeutung der ersten Lebensjahre, welche mit Bezug auf die besondere Plastizität des kindlichen Gehirns in der frühen Kindheit begründet wird (kritisch hierzu: Wastell/White 2012).

2.3 Der politische Diskurs: Verstärkte Bereitschaft zur Intervention

Die deutsche Familien- und Bildungspolitik hat in den letzten Jahren einige drastische Veränderungen erfahren (Blum 2017), wobei viele Maßnahmen im Nachgang des sogenannten „PISA-Schocks“ implementiert wurden (Klinkhammer 2014). Erste Anzeichen für eine veränderte Debatte zeigten sich aber bereits mit der Übernahme der Regierungsverantwortung durch Gerhard Schröder im Jahr 1998 und dem Schwenk hin zum sozialinvestiven Wohlfahrtsstaat. In diesem gehören „family policies and education [...] to the most important areas of investment“ (Brettschneider 2008: 26). Die Analyse von Parlamentsdebatten zeigt hier, dass die (frühe) Kindheit nicht mehr als von expliziten Bildungszielen abgegrenzte Phase betrachtet wird (Klinkhammer 2014).

Aktuelle Studien diskutieren zudem das sich abzeichnende Feld der „parenting support policies“ (Ostner et al. 2017). Hierunter werden Politiken verstanden, die darauf abzielen, Eltern in ihrer Erziehungskompetenz zu stärken (Daly 2013). Die Politik betont dabei die Bedeutung der frühen Kindheit für den späteren Lebensverlauf (Klinkhammer 2014). Ebenfalls findet sich hier die Vorstellung, dass Erziehungshandeln eine Kompetenz ist, die erlernt werden muss (Daly 2017; Ostner/Stolberg 2015).

Ähnliche Argumentationsfiguren identifizieren Betz et al. (2013) in ihrer Analyse von politischen Dokumenten. So zeichnet sich „gute Elternschaft“ dadurch aus, dass Eltern „Experten“ konsultieren und ihren Kindern entwicklungsförderliche Umwelten schaffen (Betz/De Moll 2013; Betz et al. 2013). Zugleich wird die kindliche Entwicklung als fragil und gefährdet dargestellt (Betz/De Moll 2013). Analoge Entwicklungen werden auch für Großbritannien (Gillies 2005, 2012) und weitere Länder (Hartas 2014) konstatiert.

2.4 Zusammenführung

Der skizzierte Forschungsstand erlaubt es mir, mehrere Facetten des aktuellen Leitbildes „guter Erziehung“ zu identifizieren denen sich Eltern gegenübersehen. Erstens erleben wir eine durchgängige Akzentuierung der (frühen) Kindheit als kritische Phase sowohl für die Lösung gesellschaftlicher Probleme als auch für das Kind selbst. Diese Perspektive

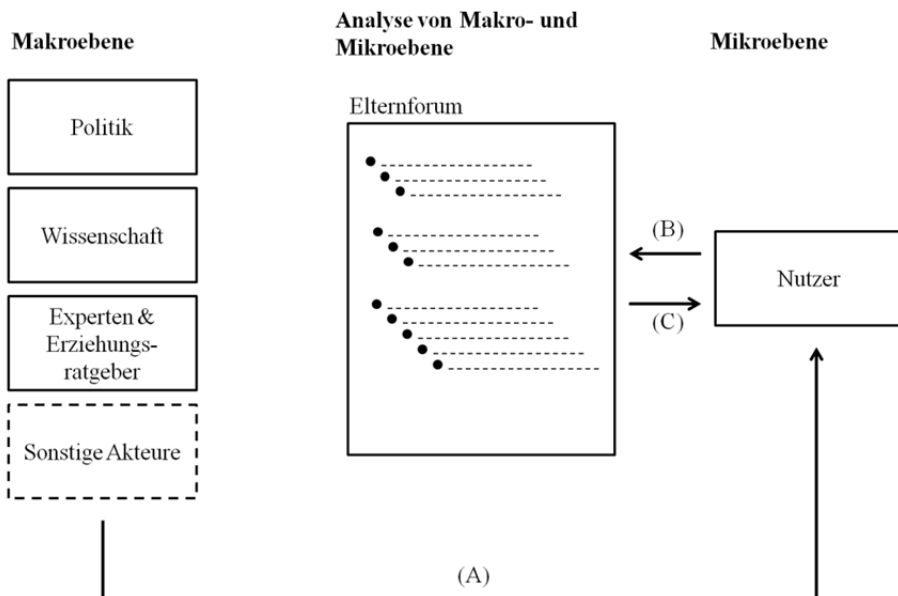
wird dabei entweder sozialinvestiv oder mit Bezug auf die Bedeutung der ersten Jahre für die kognitive Entwicklung begründet. Zweitens wird verstärkt die Rolle der elterlichen Erziehungspraktiken für die kognitive Entwicklung der Kinder hervorgehoben. Drittens werden Eltern angehalten, die Entwicklung ihrer Kinder zu überwachen und sich Expertenwissens zu bedienen, um informierte Entscheidungen zu treffen.

3. Internetforen als Forschungsgegenstand

Das bisher betrachtete Material gibt einen Eindruck über Bestandteile des aktuellen Leitbildes „guter Erziehung“ und „normaler Elternschaft“, wobei Internetforen als ein expandierendes Feld, in dem sich Eltern Rat holen, bisher noch stiefmütterlich behandelt werden (Dienel 2003; Plantin/Daneback 2009). Quantitative Studien zeigen jedoch, dass das Internet insgesamt stark frequentiert wird, um Information zu Erziehungsfragen zu erhalten (Mühling/Smolka 2007: 36). Auch wenn Elternforen dabei noch eine relativ geringe Bedeutung besitzen (ibid.: 43), weisen steigende Nutzerzahlen auf eine wachsende Verbreitung hin (Plantin/Daneback 2009; S. Schneider 2014).

Zudem bieten Elternforen die Möglichkeit zu erfahren, wie die Adressaten Facetten des gegenwärtigen Leitbildes wahrnehmen und diskutieren. So vergleicht Berger (2010) digitale Elternforen mit Sandkastengesprächen zwischen Eltern und betont, dass „Internetforen [...] als durchaus reale Räume des Aushandelns von Erziehungsnormen genutzt werden“ (ibid: 107).

Abbildung 1: Schematische Darstellung der postulierten Zusammenhänge



Anmerkung: (A) Einfluss der makrostrukturellen Leitbilder auf die Nutzer, (B) Forenbeiträge der Nutzer, (C) Einfluss des Forums auf Nutzer

Abbildung 1 illustriert die postulierten Zusammenhänge zwischen Leitbildern „guter Erziehung“, wie sie durch Politik, Wissenschaft und Experten formuliert werden, und dem Verhalten von Nutzern des digitalen Elternforums. Auch wird dargestellt, inwiefern das digitale Elternforum durch einen „Doppelcharakter als Mikro- und Makrophänomen“ (Diabaté/Lück 2014: 64) charakterisiert ist.

Es wird erwartet, dass sich die Diskurse und Politiken auf die Nutzer auswirken (Pfeil A) und somit Eingang in die Diskussionen innerhalb des digitalen Elternforums finden (Pfeil B), wobei die Summe an Beiträgen wiederum diskursive Effekte auf Nutzer und stille Mitleser haben kann (Pfeil C). Einzelne Nutzerkommentare können dementsprechend als individuelle Beiträge zu einem Diskurs um Leitbilder „guter Erziehung“ auf der Mikroebene interpretiert werden, während die Aggregation einer Vielzahl von Kommentaren als Bestandteil des Diskurses auf der Makroebene verstanden werden kann.

Die Möglichkeit diese Prozesse zu beobachten besteht nicht, wenn das Datenmaterial politische Dokumente oder Erziehungsratgeber sind (Hays 1996: 52; Quirke 2006: 392), obwohl auch hier verschiedene Formen der Aneignung vermutet werden.

So wird argumentiert, dass Eltern, die aus der Mittelschicht stammen, eher Erziehungsratgeber heranziehen, um sich zu informieren, als Personen aus der Arbeiterklasse (Putnam 2016: 117f.). Auch deuten qualitative Studien darauf hin, dass Eltern Informationen strategisch einsetzen, um ihre Erziehungspraktiken vor signifikanten Anderen zu rechtfertigen (King/Fogle 2006) oder ihrem Kind Vorteile im Bildungssystem zu sichern (Lareau/McCrory Calarco 2012: 72). Es konnte auch gezeigt werden, dass Eltern Rat suchen, der ihre Vorannahmen stützt und sie somit einem Bias unterliegen (Hays 1996: 74-76). Auch wird betont, dass Eltern bestimmten Leitbildern ambivalent gegenüber stehen oder sogar Widerstand leisten (Perrier 2012). Ein Beispiel sind Mittelschichteltern, die sich bewusst für staatliche Schulen entscheiden, die eine diverse Schülerschaft anziehen, statt eine prestigeträchtige Privatschule zu wählen (Crozier et al. 2008). Derartige Aussagen können nur auf Grundlage einer direkten Befragung der Eltern, gleich ob qualitativ oder quantitativ, durch die Forschenden getroffen werden.

Internetforen stellen einen besonderen Fall dar, da sie einerseits als öffentlich verfügbares Medium Wissen enthalten, welches Eltern beeinflussen kann (Pfeil C in Abbildung 1), und diesen andererseits die Möglichkeit gibt, sich zu Themen direkt zu äußern (Pfeil B in Abbildung 1) (Ullrich/Schiek, 2014). Im Gegensatz zu Interviews und standardisierten Befragungen unterliegen sie als nichtreaktive Daten zudem nicht der Gefahr, dass Messinstrument- oder Interviewereffekte die Ergebnisse beeinflussen, was jedoch eine gezielte Inszenierung der eigenen Erziehungsvorstellungen nicht ausschließt (Salganik 2018: 24).

Familiale Praktiken der Kindererziehung stellen zudem ein sensibles Feld dar, welches einem hohen Maß an sozialer Erwünschtheit unterliegt und damit für die sozialwissenschaftliche Analyse die Gefahr einer Verzerrung in sich trägt. Auch hier scheinen Onlineforen weniger stark betroffen zu sein (Dienel 2003: 130). Selbst wenn sich vereinzelt so genanntes „flaming“ zeigen kann (Misoch 2006: 74-75), sind Onlineforen durch ein „hohes Maß an Offenheit“ (Ullrich/Schiek 2014: 468) gekennzeichnet, welches zuweilen sogar zur „*Enthemmung*“ (Misoch 2006: 75, Herv. i.O.) der Kommunikation führen kann. So werden, wie sich zeigt, auch vermeintlich tabuisierte Themen wie „Gewalt in der Erziehung“ diskutiert.

Einige gewichtige Nachteile hingegen sind fehlende Repräsentativität und Generalisierbarkeit der Ergebnisse. Elternforen stellen keine Zufallsstichprobe dar, sodass Verfah-

ren der Inferenzstatistik nicht angewandt werden können. Zudem lässt sich über die Nutzer nur dasjenige erheben, was diese in ihrem Profil öffentlich angeben oder in ihren Beiträgen offenbaren. In vielen Fällen ist ersteres nicht mehr als ein Pseudonym (Dienel 2003: 130). Auch wird diskutiert, dass einige Populationen von einem „digital divide“ betroffen sind und somit nicht durch internetbasierte Technologien erreicht werden (Hesse-Biber/Griffin 2013: 55).

Zusammenfassend stellen Internetforen ein noch nicht hinreichend beachtetes Medium für die (familien-)soziologische Forschung dar¹, welches es jedoch ermöglicht innovative Fragestellungen zu erforschen (Ullrich/Schiek 2014). Auch wenn einige Nachteile kritisch reflektiert werden müssen, ist es nicht zuletzt auch auf Grund sinkender Ausschöpfungsquoten in quantitativen Surveys (Farrell/Petersen 2010: 116f.) sinnvoll die Möglichkeiten digitaler Daten und geeigneter Methoden eingehend zu prüfen, damit die Sozialwissenschaften nicht den Anschluss verlieren (Farrell/Petersen 2010; Savage/Burrows 2007).

Die Frage ist hierbei nicht, ob internetbasierte Daten und Methoden an Relevanz gewinnen, sondern „whether it happens with or without social scientists“ (Heiberger/Riebling 2016: 1).

4. Fragestellung, Datensatz und methodisches Vorgehen

In diesem Kapitel werden die forschungsleitenden Fragen vorgestellt und diskutiert. Zudem wird der verwendete Datensatz eingeführt und das methodische Vorgehen besprochen.

4.1 Fragestellung

Ich nutze Beiträge aus einem digitalen Elternforum, in welchem die Nutzer sich über Themen der Kindererziehung austauschen können, um folgende forschungsleitende Fragen zu untersuchen:

- (1) Entsprechen die diskutierten Themen im digitalen Elternforum denjenigen, die als prägend für das gegenwärtige Leitbild „guter Erziehung“ ausgemacht werden?

Hierbei gehe ich davon aus, dass sich insbesondere Themen finden lassen, die auch unter Heranziehung anderen Materials identifiziert wurden, dass die Leitbilder also auch in Forumdiskussionen wirksam werden. Ich folge also der Annahme, dass die Elemente des Leitbildes auf elterliche Selbstbeschreibungen und Praktiken wirken.

Im Gegensatz zu Analysen, die dies lediglich postulieren, bieten Elternforen allerdings das Potential diesen Zusammenhang empirisch zu überprüfen. Hierfür verwende ich ein exploratives Verfahren der quantitativen Textanalyse, welches mir zudem ermöglicht,

1 Eine Ausnahme stellt Dienel (2003) dar, welche ein deutsches und französisches Elternforum analysiert, wobei ihre Stichprobe nur Threads innerhalb eines Gesamtzeitraumes von einem Monat berücksichtigt. Sie findet hierbei, dass „Gesundheit“, „Schlafen, Schreien, Nachtruhe“ und „Entwicklung des Babys“ die relativ häufigsten Themenkomplexe sind.

offen für weitere Themen zu sein und als automatisiertes Verfahren der Kodierung eine gewisse Widerständigkeit gegenüber meinen vorgefassten Erwartungen aufweist (Mohr/Bogdanov 2013: 560).

- (2) Wie positionieren sich die Nutzer gegenüber Elementen des gegenwärtigen Leitbildes „guter Erziehung“?

Autoren, welche Leitbilder „guter Erziehung“ analysieren, sind oftmals nicht in der Lage, die Wirkungsweise von Leitbildern auf der Mikroebene einzufangen. Sie formulieren zwar die Annahme, dass „claims that are made *about* and *on* parents can eventually become claims that are made *by* parents themselves“ (Ramaekers/Suissa 2012: vii, Herv. i.O.), aber betrachten zumeist nur die Makroebene. Auch wenn diese Vermutung durchaus nachvollziehbar ist, wird in der Forschung ebenfalls betont, dass Leitbilder unterschiedlich ausgestaltet werden: „mothers mother differently“ (Hays 1996: 75). Es wird also auf Resistenz, Ambivalenz und Diversität hinsichtlich der Aneignung von Leitbildern hingewiesen.

4.2 Datensatz

Als Datenbasis nutze ich einen Teil des Forums, welches von der Zeitschrift „Eltern“ betrieben wird. Mit derzeit beinahe 16 Millionen Beiträgen und über 150.000 registrierten Nutzern (Stand: 03.01.2018) gehört dieses Forum zu den größten Elternforen in Deutschland (Berger 2012: 120-127). Hier können sich Nutzer in unterschiedlichen Unterforen austauschen, die Rubriken wie „Leben mit Kind“ oder „Schwangerschaft und Geburt“ zugeordnet sind. Um den Gegenstand der Analyse einzugrenzen, wurde ein Unterforum zur tiefergehenden Betrachtung ausgewählt, welches sich dem Thema „Erziehung“ widmet und in der Rubrik „Entwicklung und Erziehung“ vorzufinden ist.

Mithilfe von eigens erstellten Webcrawlern wurden daraufhin alle Beiträge der Nutzer heruntergeladen, die in einem Zeitraum vom Dezember 2006 bis Juli 2017 eingereicht wurden, und in einen Datenkorpus überführt. Der Datenkorpus besteht aus 58.240 Beiträgen zu 1.137 Diskussionsbeiträgen („Threads“).

Auf den ersten Blick sind die diskutierten Themen dabei sehr heterogen. So finden sich etwa Threads mit den Titeln „Kinder alleine lassen – welche Regeln?“ (21.06.2017), „Mein Sohn 3 ½ Jahre hört nicht zu“ (09.12.2013) oder aber „Juul heute bei Maischberger (und Bueb auch)“ (09.02.2010). Einige Themen erhalten dabei nur wenige Antworten, während andere sich über mehrere Seiten hinziehen und hunderte Beiträge auf sich vereinen. Dies deutet bereits daraufhin, dass nicht alle Themen eine gleich hohe Aufmerksamkeit unter den Nutzern generieren.

4.3 Methodisches Vorgehen

Das methodische Vorgehen kombiniert zwei Verfahren. Zunächst bediene ich mich mit „topic models“ eines Ansatzes der quantitativen Textanalyse, welcher dem Repertoire der „computational social sciences“ (CSS) entstammt (Heiberger/Riebling 2016). Diese Verfahren erlauben es, große und oftmals unstrukturierte Datenmengen zu verarbeiten (ibid.). Mit

hilfe des „topic models“ identifiziere ich relevante Themen, die in einem zweiten Schritt einer qualitativen Inhaltsanalyse unterzogen werden. Insgesamt folge ich so mit einem Vorgehen, das als „blended reading“ bezeichnet wird und darauf abzielt neuere Verfahren der quantitativen Textanalyse („distant reading“) mit klassischen qualitativen Verfahren der Sozialwissenschaften („close reading“) zu kombinieren (Stulpe/ Lemke 2016).

„Topic models“ beruhen auf einem Ansatz, der als „latent dirichlet allocation“ (LDA) (Blei et al. 2003) bezeichnet wird. LDA hat inzwischen eine starke Verbreitung in den „digital humanities“ (Blei 2012b) erfahren und wird ebenfalls vermehrt in der Soziologie (Roberts et al. 2016) sowie den Politikwissenschaften (Lucas et al. 2015) eingesetzt, um etwa zu analysieren, wie Experten kulturellen Gütern Wert zuschreiben (Light/Odden 2017) oder Individuen die politischen Begriffe „rechts“ und „links“ interpretieren (Bauer et al. 2017).

Ich werde im Folgenden die Annahmen und das zugrundeliegende Verfahren kurz skizzieren, wobei ich für eine tiefere Einführung auf die exzellenten Artikel von Blei (2012a) sowie Mohr/Bogdanov (2013) verweise.

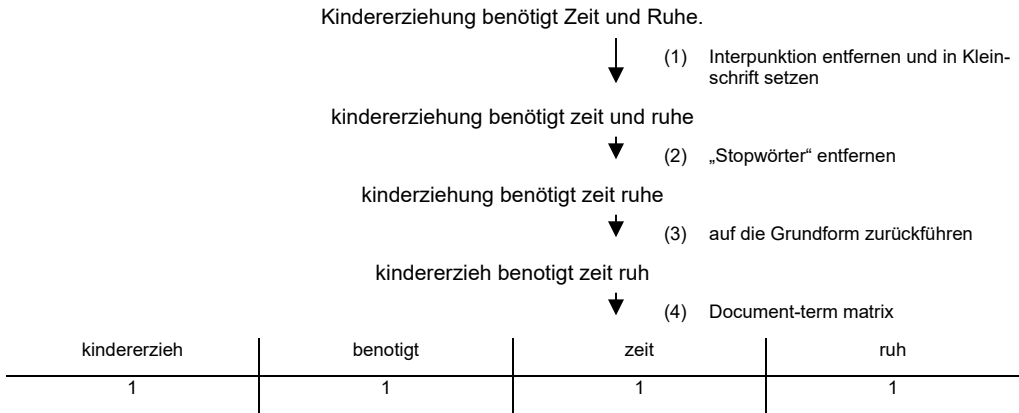
„Topic models“ sind generative Verfahren, die den Entstehungsprozess eines Dokuments statistisch modellieren (Blei 2012a). Sie gehören zu der Familie von probabilistischen Modellen, die verwendet werden, um auf Grundlage von beobachtbaren Daten (hier: Nutzerbeiträge) etwas über die „hidden topic structure“ (ibid.: 80) zu erfahren. Hierbei wird angenommen, dass beobachtete und unbeobachtete Variablen einer gemeinsamen statistischen Verteilung folgen, die über den generativen Prozess miteinander verbunden sind. Das Problem ist nun die Berechnung der latenten Variablen auf Grundlage der beobachteten Daten, wobei Verfahren der Bayesschen Statistik angewandt werden (ibid.).

Weiterhin nimmt das Verfahren an, dass die Themen allen Texten gemein sind, auch wenn sich deren Anteil an einem spezifischen Dokument unterscheiden kann (Blei 2012a: 79). Eine weitere Anwendungsbedingung ist, dass die Anzahl der gesuchten Themen vorab festgelegt wird (Blei/Lafferty 2009: 11f.), wobei verschiedene Verfahren zur Verfügung stehen, um die „optimale“ Anzahl an Themen zu finden (Blei 2012a: 83f.). Das Vorgehen der Modellevaluation wird im Appendix I ausführlich beschrieben. Zuletzt setzt die Anwendung voraus, dass die Daten in einem bestimmten Format vorliegen. Hierfür sind mehrere Schritte der Datenaufbereitung notwendig, welche ich in Abbildung 2 anhand eines Beispielsatzes demonstriere (Lucas et al. 2015).

Zunächst (1) wird die Interpunktion entfernt und die Texte in Kleinschrift gesetzt. Daran anschließend (2) werden sogenannte „Stopwörter“ entfernt, welche sehr häufig vorkommen aber für die Identifikation von Themen nicht relevant sind (zum Beispiel: ich, du, er/sie/es, und).² In einem weiteren Schritt (3) werden die Wörter auf ihre Grundform zurückgeführt, was als „stemming“ bezeichnet wird. Das Ergebnis ist ein Datenformat, welches in der Literatur als „bag of words“ bekannt wird. Im letzten Schritt wird eine „document-term matrix“ erstellt, in der jeder Beitrag eine Zeile und jedes Wort eine Spalte einnimmt.

2 Die hier verwendete Liste an „Stopwörtern“ ist eine erweiterte Liste, welche standardmäßig in der verwendeten Software zugänglich ist (Benoit et al. 2017). Sie umfasst 718 Wörter und 1400 Nutzernamen.

Abbildung 2: Exemplarische Datenaufbereitung



Auch wenn dieses Vorgehen radikal erscheint, erlaubt es Einsichten über sehr große Textkorpora zu gewinnen. Lee und Martin (2015) vergleichen diesen Prozess mit der Erstellung einer Landkarte: „Given the incredible loss of meaning and information that accompanies the map, why make it at all? It is precisely because of their impoverishment that maps are useful” (12).

Dies führen Lee und Martin (2015: 12f.) anhand von vier Punkten aus: Karten erlauben es, erstens, unser Datenmaterial zu bearbeiten, da sie es handhabbar machen. Zweitens sind Karten selektiv, das heißt, wir behalten nur die Bestandteile, die wir benötigen, um unser Ziel zu erreichen (hier: die Aufdeckung von Themen). Drittens sind Karten hermeneutisch nicht festgelegt. Auch wenn wir Informationen verlieren, zwingen uns Karten nicht zu einer bestimmten Interpretation. Viertens erleichtern uns Karten diesen ansonsten kognitiv hochkomplexen Prozess. Es ist einfacher sich darüber zu verständigen, ob die Wörter „Disziplin, Gehorsam, Strafe“ zu einem Themenkomplex „Disziplin“ gehören, als dieses Thema manuell in 58,240 Forumsbeiträgen zu identifizieren.

Hier soll nochmal betont werden, dass dieses Vorgehen keineswegs eine „Ausreibung des Geistes aus den Sozialwissenschaften“ bedeutet, um einen bekannten Titel von Friedrich A. Kittler (1980) abzuwandeln. Vielmehr erleichtert uns das Verfahren die Tätigkeit der Interpretation, welche Sozialwissenschaftler hervorragend beherrschen (Grimmer/Stewart 2013: 270).

In der Anwendung habe ich mich letztlich für ein „structural topic model“ (STM) (Roberts et al. o.J.) entschieden. Dieses beruht ebenfalls auf dem Verfahren der LDA, bietet darüber hinaus aber die Möglichkeit zusätzliche Metadaten aufzunehmen. Ich nutze dieses Potenzial, um zu prüfen, ob sich die Verteilung der Themen über die Zeit hinweg verändert. Die Verteilung der Themen ist aber relativ konstant, sodass ich in der Ergebnispräsentation den gesamten Zeitraum betrachte.

Unter Berücksichtigung mehrerer Kriterien, die in Appendix I ausführlich beschrieben werden, wurde letztlich ein Modell mit elf Themen ausgewählt. Die Interpretation erfolgte in mehreren Schritten: Zunächst habe ich die einzelnen Themen und verknüpfte Wörter betrachtet, um eine erste Benennung vorzunehmen. Im Anschluss daran habe ich Threads gelesen, die von einzelnen Themen dominiert werden (Grimmer/Stewart 2013: 286f.).

Durch dieses Vorgehen konnte ich die Benennung iterativ überarbeiten (DiMaggio et al. 2013: 583). Hierbei stellte sich heraus, dass ein Thema nicht genau benannt werden konnte, was für „topic models“ nicht ungewöhnlich ist (DiMaggio et al. 2013: 582f.; Mimno et al. 2011).

In einem letzten Schritt habe ich auf Grundlage des „topic model“ mehrere Threads eines Themas zur qualitativen Analyse ausgewählt. Hierbei wurde das Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse verwendet, da dieses sparsame Ansprüche (u.a. Interviewverfahren, Datenaufbereitung) an die vorliegenden Daten stellt (Kuckartz 2016).

5. Ergebnisse

Im Folgenden präsentiere ich die Ergebnisse der Analyse, wobei ich zunächst auf das Verfahren der quantitativen Analyse eingehe, um im Anschluss daran die Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse vorzustellen.

5.1 Ergebnisse der quantitativen Textanalyse

Die Ergebnisse der quantitativen Textanalyse sind in Tabelle 1 dargestellt, wobei die Tabelle die Themenbenennung, die zwanzig am stärksten verknüpften Wörter³ sowie die relative Häufigkeit der Themen über alle Dokumente hinweg beinhaltet. Zur besseren Lesbarkeit habe ich die resultierenden Wörter wieder vervollständigt und kommentiert (Internetsprache, bestimmte Autoren).⁴

Zunächst ist auffallend, dass die zehn verwendeten Topics eine ganze Bandbreite an Erziehungsfragen berühren. So finden sich einige Themen, die eher „klassische“ Alltagsprobleme der Erziehung berühren. Hierzu gehört etwa die Diskussion um „Ernährung“ (T3) oder „Schlafgewohnheiten“ (T11). Beiträge, die mit diesen Themen verknüpft sind, tragen Titel wie „Süßigkeiten – die zweite“ (T3) oder „wann gehen eure Kinder abends ins Bett?“ (T11).

Aber auch potentielle „Risiken durch Medien und legale Suchtmittel“ (T1), wobei Alkohol und Zigaretten nun auch PCs und Apps an die Seite gestellt sind, werden diskutiert. Ein exemplarischer Beitrag firmiert etwa unter dem Titel „Interessanter Artikel – Computerspiele“. Allerdings verweisen einige Beiträge durchaus auch auf Potentiale von neuen Medien („Wünscht ihr euch eine App, die Kinder zu mehr Bewegung im Alltag motiviert?“ oder „Lernen mit Strategiespielen?“).

3 Hierfür habe ich ein sogenanntes „Frequency and Exclusivity“-Maß (FREX) verwendet, welches die Wörter ausgibt, die in einem Thema häufig vorkommen, aber diesem zugleich auch möglichst eigen sind (Roberts et al. o.J.).

4 Da dies auf Grund des „stemmings“ nicht immer eindeutig möglich ist, habe ich mich für die Wörter entschieden, die in stark assoziierten Threads häufig vorkommen.

Tabelle 1: Ergebnis des „topic model“, Benennung der Themen, verknüpfte Wörter (FREX) und der relative Anteil an allen Dokumenten

Topic Nr.	Topic 1	2	3	4	5
Topic-Bezeichnung	Risiken durch Medien und legale Suchtmittel	Bedürfnisorientierte Erziehung (insb. Jesper Juul)	Ernährung	Ratgeber zur Erziehung	Gewalt in der Erziehung
FREX-Wörter	rauchen	Struktur	isst	Dreikurs (Rudolf) [Psychiater, Ratgeberautor]	klapst
	Waffe	Grundbedürfnis	Gemüse	Tyrann	Klaps
	Zigarette	Partnerschaft	Obst	ermutigten	schlagen
	süchtig	Vorgabe	Nudeln	Imlau (Nora) [Ratgeberautorin]	Gewalt
	Film	Juul (Jesper) [Familientherapeut und Ratgeberautor]	Süßigkeiten	Nora (Imlau) [s.o.]	geklapst
	Helicopter Droge	Gewohnheit	gegessen	warten	gewaltfrei
		Befindlichkeit	Teller	entmutigt	geschlagen
				Winterhoff (Michael) [Psychiater und Ratgeberautor]	geschadet
					klapps (sic!)
					Erziehungsmittel
					seelisch
					Ohrfeige
					Prügel
					Finger
					Schaden
				schadet	
				körperlich	
				Ideologie	
				geklappt (sic!)	
				demütigen	
Relative Häufigkeit	8,2%	2,9%	9,9%	5,3%	3,6%

Topic Nr.	Topic 6	7	8	9	10	11
Topic-Bezeichnung	Schule und Schulsystem	nicht zugeordnet	Geschlechterrollen und Berufstätigkeit	Erziehungsstil und -ziele	Akteure, Orte und Institutionen	Schlafgewohnheiten
FREX-Wörter	Hausaufgabe	KT (Kinderturnen)	Vorname	Strafe	Oma	Bett
	Schulpflicht	Mütze	Spielhaus	Konsequenz	Freundin	schläft
	HA (Hausaufgabe)	einfordern	Mutti	autoritär	Bruder	müde
	Lehrerin	Mobbing	rosa	Grenze	Mädchen	Nacht
	Lehrkraft	loben	Frau	erzogen	Freund	Schlaf
	Unterricht	Einsicht	Schublade	durchsetzen	erzählt	kuscheln
	Leistungsbereitschaft	Dusche	kinderlos	Einsicht	Schwester	geschlafen
	Note	entschuldigen	Vollzeit	unangenehm	Hallo	Abend
	Bildungspflicht	AE (antiautoritäre Erziehung)	Warnweste	antiautoritär	Großeltern	einschlafen
	Leistung	Opfer	schminken	*g* (Internet-sprache für „grins“)	Kindergarten	eingeschlafen
	Lehrer	Schwimmbad	berufstätig	Rücksicht	Tochter	tagsüber
	Abschluss	Manipulation	finanziell	respektlos	Erzieherin	Wochen

Klasse	mobben	Anrede	Regeln	wurdet	Wohnzimmer	
Abi (Fachhochschulreife)	mitentscheiden	pink	Erziehungsstil	Verhalten	vorlesen	
Schule	Kinderturnen	Töchterlein	negativ	Spielplatz	Schnuller	
Sarrazin (Ursula [ehem. Lehrerin und Autorin])	frieren	Euro	Beziehung	reagiert	wecken	
Gymnasium	antiautoritär	weiblich	Anspruch	Zuhause	Mittagsschlaf	
impfen	automatisiert	Schubladendenken	höflich	Besuch	Feierabend	
Schulsystem	MOE (Mitelohrentzündung)	männlich	Wort	Opa	aufstehen	
Abitur	Tat	Hausfrau	Handeln	kaputt	wach	
Relative Häufigkeit	10,5%	4,5%	8,3%	8,9%	24,8%	13,0%

Daneben spielen populäre Erziehungsratgeber eine große Rolle. Es werden gleich mehrere bekannte Ratgeberautoren in verschiedenen Themen diskutiert. So wird etwa die „Bedürfnisorientierte Erziehung“ (T2) nach dem dänischen Autor Jesper Juul besprochen. Es finden sich auch die Autoren Rudolf Dreikurs, Nora Imlau und Michael Winterhoff, die im Thema „Ratgeber zur Erziehung“ (T4) verhandelt werden. Dies deutet darauf hin, dass populäres Expertenwissen, welches im aktuellen Leitbild „guter Erziehung“ eine wichtige Rolle einnimmt, Eingang in die Diskussionen findet. Threads tragen hier Titel wie „Juul-Interpretationen“ (T2) oder „Warten lassen“ (T4). In diesen Themen wird bereits deutlich, dass auch psychologische Konzepte verwendet werden, um die eigenen Erziehungspraktiken zu reflektieren. Hierfür stehen Begriffe wie „Bedürfnis“, „Gewohnheit“, „Führung“ und „Konflikt“. Dies wird auch durch das Thema „Erziehungsstil und -ziele“ (T9) unterstrichen, in welchem dezidiert Konzepte aus der psychologischen Forschung zu Erziehungsstilen („autoritär“, „antiautoritär“, „Erziehungsstil“) aufgegriffen werden.

Es konnte ebenfalls ein Thema identifiziert werden, welches Diskussionen um „Geschlechterrollen und Berufstätigkeit“ (T8) beinhaltet. Die Beiträge setzen sich hier mit der „pinkifizierung“ auseinander oder diskutieren das Thema „nochmal Hausfrau vs. arbeitende Mutter“. Es geht also sowohl um Geschlechterrollen der Kinder als auch um die familiäre Arbeitsteilung.

Ein weiteres Thema befasst sich mit „Schule und Schulsystem“ (T6), in welchem Threads wie „Elternabend und Hausübungen und Co“ und „Das Wesen der Schule“ zu finden sind. Verknüpfte Wörter zeigen, dass die Rolle von Bildungsabschlüssen („Abschluss“, „Abi“, „Gymnasium“) aber auch des Lehrpersonals („Lehrkraft“, „Lehrer“, „Lehrerin“) diskutiert werden.

Ebenfalls werden vermeintlich tabuisierte Themen wie „Gewalt in der Erziehung“ (T5) debattiert, was anzeigt, dass digitale Elternforen durch eine „*Enthemmung*“ (Miso 2006: 75, Herv. i.O.) im Sinne einer großen Offenheit charakterisiert sind (Ullrich/Schiek 2014).

Zuletzt konnte ein Querschnittsthema identifiziert werden, welches bedeutende „Akteure, Orte und Institutionen“ (T10) in der Erziehung zusammenfasst. Hierzu zählen etwa Großeltern („Oma“, „Opa“), Geschwister („Bruder“, „Schwester“) und bedeutende Institutionen („Kindergarten“, „Erzieherin“). Der hohe relative Anteil dieses Themas unterstreicht, dass die hier identifizierten Akteure eine immense Bedeutung im digitalen El-

ternforum innehaben. Das Nahfeld der Familie ist weiterhin der bedeutendste Bezugspunkt für Erziehungsfragen und -probleme.

Im Hinblick auf die Fragestellung nach Elementen des gegenwärtigen Leitbildes „guter Erziehung“ zeigt sich, dass Expertenwissen eine wichtige Rolle im digitalen Elternforum spielt. Dieses wird jedoch vor allem in Form von populären Erziehungsratgebern rezipiert, welche als Vermittler auftreten. Hier kann durchaus davon gesprochen werden, dass Erziehungsratgeber „a window on cultural norms for childrearing“ (Hoffman 2009: 16) eröffnen. Auch finden wissenschaftliche Konzepte Eingang in die digitale Diskussion um Erziehung. Insbesondere Erziehungsstiltypologien werden im Forum thematisiert. Der Zusammenhang zwischen Erziehungspraktiken und kognitiver Entwicklung scheint nur latent in der Bedeutung von Bildungsinstitutionen und –abschlüssen auf. Die (frühe) Kindheit als kritische Phase, welche besonderes Augenmerk erfordert, ist kein bedeutendes Thema in der Onlinediskussion.

6.2 Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse

In einem letzten Schritt verwende ich die Ergebnisse des „topic model“, um einige Diskussionsbeiträge für die qualitative Inhaltsanalyse auszuwählen. Ich folge damit einem Vorgehen, welches als „blended reading“ (Stulpe/Lemke 2016) bezeichnet wird.

Die Auswahl fiel dabei auf das Thema „Ratgeber zur Erziehung“ (T4), da Expertenwissen, welches durch Ratgeber popularisiert wird, Bestandteil des aktuellen Leitbildes „guter Erziehung“ ist. Für die qualitative Inhaltsanalyse habe ich fünf Forenbeiträge ausgewählt, die am stärksten mit dem Thema verknüpft sind, wobei die Threads zwischen 473 und 71.615 Wörtern lang sind.

Da es mir insbesondere darum geht, wie sich die Nutzer mit der identifizierten Facette des Leitbildes „guter Erziehung“ auseinandersetzen, beinhaltet das Kodierschema die „Positionierung gegenüber Experten(wissen)“ und Passagen, die sich mit der „Relevanz von Experten für die eigene Erziehungspraxis“ auseinandersetzen, wobei auch offen kodiert wurde. Zudem habe ich Memos erstellt, die die jeweiligen Threads zusammenfassen. Die ausgewählten Threads finden sich in Tabelle 2, wobei Titel, eine Kurzbeschreibung des Themas, die genannten Experten und die Positionierung der Nutzer bezüglich des Expertenwissens als auch die Länge der Threads aufgenommen wurden.

Tabelle 2 zeigt dabei, dass in den ausgewählten Threads vielfältige „Experten“ herangezogen werden, wobei Rudolf Dreikurs, Jesper Juul und Michael Winterhoff bezüglich der einfachen Nennung dominieren. Weitere „Experten“ sind unter anderem Wolfgang Bergmann, Arno Gruen und Marshall B. Rosenberg. Der Anteil der Nennungen unterscheidet sich allerdings zwischen den einzelnen Threads. Es gibt jedoch keine Diskussion, die gänzlich ohne Rekurs auf Expertenwissen erfolgt.

Tabelle 2: Beschreibung des Samples und Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse

Thema	Genannte Experten (Nennung)	Positionierung gegenüber Experten	Wortanzahl
Radiobeitrag des Psychoanalytikers Arno Gruen	Gruen, Arno (11)	Abgrenzung auf Grund von Aussagen zum plötzlichen Kindstod	473
Erfahrungsbericht zu einem Erziehungskurs	Dreikurs, Rudolf (2)	Rein positiver Bezug zu Kurs und Experten	532
Sollten Kinder bewusst warten gelassen werden? Fallbeispiel: Speisezeiten in einem Kindergarten.	Dreikurs, Rudolf (164) Juul, Jesper (148) Winterhoff, Michael (44)	Größtenteils positiver Bezug zu Expertenwissen	71,615
Kommunikation in der Familie insbesondere „Gewaltfreie Kommunikation“ nach Marshall B. Rosenberg	Rosenberg, Marshall B. (14) Bergmann, Wolfgang (2) Juul, Jesper (2)	Sowohl positive als auch negative Bezüge	3,475
Berücksichtigung kindlicher Bedürfnisse.	Juul, Jesper (245) Winterhoff, Michael (61) Dreikurs, Rudolf (5)	Positiv, jedoch einige Abgrenzungen zu Michael Winterhoff	64,329

Die qualitative Analyse deutet zudem darauf hin, dass positive Bezugnahmen überwiegen. So finden sich viele Aussagen, die den eigenen Lernfortschritt in der Auseinandersetzung mit Ratgebern hervorheben („Ich habe viel in der Auseinandersetzung mit Juul gelernt“; „Ich bin eine große Befürworterin von Rudolf Dreikurs“).

Es zeigt sich aber auch, dass die Nutzer bestimmte Autoren kritisch einordnen. So wird ein Thread („Link“), der mit einem Radiobeitrag des Psychoanalytikers Arno Gruen eröffnet wird, schnell beendet, als eine Nutzerin bemerkt:

„Hallo, mal zur besseren Einschätzung, wer dieser Psychoanalytiker A. Grün ist: In seinem Buch ‚der frühe Abschied‘ macht er Mütter für den plötzlichen Kindstod verantwortlich, durch ‚unbewusste Feindseligkeit‘ gegenüber dem Kind! Ganze 15 Einzelfälle stützen seine These. Und so einer äußert sich zu ‚vielfachem Mangel an Mitgefühl‘! Prost Mahlzeit“.

Eine andere Nutzerin bemerkt bezüglich eines Ratgebers von Michael Winterhoff, dass sie sich an der Sprache stört: „Mein Hauptkritikpunkt ist die Sprache. Sie stösst (sic!) mich ab“. Insgesamt überwiegen jedoch positive Bezüge in den ausgewählten Threads.

In der offenen Kodierung fiel zudem auf, dass die Nutzer die verwendeten Begriffe und Konzepte der „Experten“ in ihren Beiträgen übernehmen. Exemplarisch sind hier Winterhoffs „Tyranen“ zu nennen oder aber „(direkt/spiegelverkehrte) Kooperation“ bei Jesper Juul, was ein weiteres Indiz dafür ist, dass Expertensprache in elterliche Selbstbeschreibungen aufgenommen wird.

Es ist auch auffällig, dass Expertenwissen oft als Eingangsstimulus verwendet wird, um Erziehungsfragen zu diskutieren. Die einzelnen Threads entfernen sich aber schnell von diesem Wissen und orientieren sich eher an Beispielen und der eigenen Erziehungspraxis. Expertenwissen wird dann eher indirekt herangezogen und die Anzahl der direkten Bezüge sinkt.

6. Diskussion

In dem vorliegenden Beitrag habe ich untersucht, welche Themen Nutzer eines großen deutschen Elternforums diskutieren und ob diese mit Elementen des aktuellen Leitbildes „guter Erziehung“ korrespondieren. Dies konnte in Teilen bestätigt werden. So spielt Expertenwissen, welches vor allem in Form von Erziehungsratgebern rezipiert wird, eine große Rolle im digitalen Elternforum. Auch psychologische Fachtermini werden verwendet und finden Eingang in die Beschreibung der eigenen Erziehungspraktiken. Kindheit wird hingegen nicht explizit als kritische Entwicklungsphase reflektiert und auch direkte kognitive Förderung ist kein dominierender Bestandteil der Diskussion, obgleich das Bildungssystem und -erwartungen thematisiert werden.

Es konnten darüber hinaus weitere Themen identifiziert werden, welche eher „klassische“ Felder von Erziehung ansprechen. Hier sind etwa die Themen „Schlafgewohnheiten“ und „Ernährung“ zu nennen. Zugleich werden auch neuere Thematiken diskutiert, die mit gesellschaftlichen Veränderungen zusammenhängen. So werden die „Gefahren und Risiken durch Medien und legale Suchtmittel“ besprochen, wozu auch digitale Medien wie Smartphones und Computerspiele gehören. Ein weiteres Thema widmet sich „Geschlechterrollen und Berufstätigkeit“ und greift damit ebenfalls gesellschaftlichen Wandel auf.

Die zweite Frage widmete sich der Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen Leitbild „guter Erziehung“. Hier habe ich anhand eines Themas (Ratgeber zur Erziehung) exemplarisch aufgezeigt, dass sich der gewählte Methodenmix nutzen lässt, um zu untersuchen, wie sich Nutzer über ein Element des aktuellen Leitbildes verständigen. Der Bezug auf das Expertenwissen erfolgt dabei in weiten Teilen positiv. Die qualitative Analyse der Beiträge deutet aber auch an, dass die Integration einer großen Anzahl an Nutzern eine korrektive Funktion haben kann. Dies wurde deutlich bei einem Beitrag zu Arno Gruen, welcher bezüglich seiner Aussagen zum plötzlichen Kindstod kritisiert wird.

Die qualitative Inhaltsanalyse unterstrich zudem, dass Begriffe aus dem wissenschaftlichen Kontext (z.B. Erziehungsstiltypologien), aber auch aus dem Wortschatz spezifischer „Experten“ von Eltern aufgegriffen werden, um ihre eigene Erziehungspraxis zu beschreiben. „Expertensprache“ findet also Eingang in elterliche Selbstbeschreibungen, jedoch bedürfen die Implikationen einer weiteren Analyse.

So vermuten Ramaekers/Suissa (2012), dass Eltern durch die Verwendung von abstrakten Bausteinen aus dem wissenschaftlichen Diskurs „blind“ to their *own* children“ (31, Herv. i.O.) werden. Qualitative Interviews mit Nutzern, die in diesen Themen besonders engagiert sind, könnten hierüber Aufschluss geben und stellen ein Forschungsdesiderat dar.

Zuletzt plädiert der Beitrag für eine Verknüpfung von quantitativer Textanalyse mit qualitativen Verfahren der Textinterpretation, welche im Sinne eines „blended reading“ (Stulpe/Lemke 2016) integriert wurden. Hierbei haben sich Elternforen als fruchtbares Forschungsmaterial erwiesen, wobei sich einige Herausforderungen für die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung ergeben: Zunächst bleibt unklar, welche Personengruppen die Elternforen nutzen. Dies lässt sich anhand der Nutzerprofile nicht feststellen. Die Ergebnisse lassen sich dementsprechend nicht generalisieren und sollten eher als Anstoß für weitere Analysen betrachtet werden. Dies schränkt auch die Erklärung von ab-

weichenden Formen der Aneignung ein, da diese sich mit den vorliegenden Daten nicht auf Hintergrundvariablen, wie etwa den sozioökonomischen Status, zurückführen lassen. Generell erscheint eine stärkere Berücksichtigung von vielfältigen Aneignungsprozessen wünschenswert, wobei auf Vorarbeiten aus der erziehungswissenschaftlichen Diskussion zurückgegriffen werden kann (Deinet/Reutlinger 2014; Kade 1993).

Auch konnte nur angedeutet werden, wie sich digitale Elternforen verwenden lassen, um die Auseinandersetzung um gesellschaftliche Leitbilder „guter Erziehung“ qualitativ nachzuzeichnen. Ein umfangreicheres Forschungsprogramm erscheint notwendig, um den Leitbildcharakter der identifizierten Themen abzusichern.

Zusammenfassend sind Elternforen ein noch recht unerforschtes Terrain für die Familienforschung, welches jedoch den Vorteil besitzt, dass hier sowohl Leitbilder „guter Erziehung“ als auch die Auseinandersetzung mit diesen gemeinsam betrachtet werden können.

Literatur

- Bail, C. A. (2016). Cultural carrying capacity: Organ donation advocacy, discursive framing, and social media engagement. *Social Science & Medicine*, 165, S. 280-288.
doi:10.1016/j.socscimed.2016.01.049.
- Bauer, P. C., Barberá, P., Ackermann, K. & Venetz, A. (2017). Is the left-right scale a valid measure of ideology? *Political Behavior*, 39, 3, S. 553-583. doi:10.1007/s11109-016-9368-2.
- Beck-Gernsheim, E. (1997). Vom Kinderwunsch zum Wunschkind. In: Liebau, E. (Hrsg.), *Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft*. Weinheim: Juventa, S. 107-121.
- Benoit, K., Watanabe, K., Nulty, P., Obeng, A., Wang, H., Lauderdale, B. & Lowe, W. (2017). *Package 'quanteda'*. <https://cran.r-project.org/web/packages/quanteda/quanteda.pdf> [Stand: 2018-07-02].
- Berger, J. (2010). Internetforen als Erziehungsratgeber. Die Digitalisierung der Sandkastengespräche. In: Fuhs, B., Lampert, C. & Rosenstock R. (Hrsg.), *Mit der Welt vernetzt. Kinder und Jugendliche in virtuellen Erfahrungsräumen*. München: kopaed, S. 105-111.
- Berger, J. (2012). Erziehungsdiskurs in einem Online-Forum. Eine qualitative Untersuchung über elterliche Forendiskussionen zum kindlichen Internetgebrauch und ihren Einfluss auf den Erziehungsalltag. Erfurt: Universität Erfurt (Dissertation).
- Betz, T. (2012). Early childhood education and social inequality: Parental models of a “good” childhood. In: Richter, M. & Andresen, S. (Hrsg.), *The politicization of parenthood. Shifting private and public responsibilities in education and child rearing*. Dordrecht: Springer, S. 113-126.
- Betz, T. & De Moll, F. (2013). Aktive Lerner, verletzte Geschöpfe, Entwicklungswesen: Kinderbilder im deutschen politischen Diskurs. In: Förster, C., Höhn, K. & Schreiner, S. A. (Hrsg.), *Kindheitsbilder – Familienrealitäten. Prägende Elemente in der pädagogischen Arbeit*. Freiburg: Herder, S. 41-49.
- Betz, T., de Moll, F. & Bischoff, S. (2013). Gute Eltern – schlechte Eltern. Politische Konstruktionen von Elternschaft. In: Correll, L. & Lepperhoff, J. (Hrsg.), *Frühe Bildung in der Familie. Perspektiven der Familienbildung*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 69-80.
- Betz, T., Honig, M.-S. & Ostner, I. (2017) (Hrsg.). *Parents in the spotlight. Parenting practices and support from a comparative perspective* (Special Issue/Sonderheft, Journal of Family Research/Zeitschrift für Familienforschung 11). Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich.
- Blei, D. M. (2012a). Probabilistic topic models. *Communications of the ACM*, 55, 4, S. 77-84.
doi:10.1145/2133806.2133826.
- Blei, D. M. (2012b). Topic modeling and digital humanities. *Journal of Digital Humanities*, 2, 1, S. 7-11.
<http://journalofdigitalhumanities.org/2-1/topic-modeling-and-digital-humanities-by-david-m-blei/>.

- Blei, D. M. & Lafferty, J. D. (2009). Topic models. In: Srivastava, A. & Sahami, M. (Hrsg.), *Text mining. Classification, clustering, and applications*. Boca Raton: CRC Press, S. 71-94.
- Blei, D. M., Ng, A. Y. & Jordan, M. I. (2003). Latent dirichlet allocation. *Journal of Machine Learning Research*, 3, S. 993-1022. url: <http://dl.acm.org/citation.cfm?id=944919.944937>.
- Blum, S. (2017). Familienpolitik. In: Reiter, R. (Hrsg.), *Sozialpolitik aus politikfeldanalytischer Perspektive*. Wiesbaden: Springer, S. 297-340.
- BMFSFJ (2006). Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Brettschneider, A. (2008). On the way to social investment? The normative recalibration of the German welfare state. *German Policy Studies*, 4, 2, S. 19-66. url: <https://spaef.org/article/914/On-the-Way-to-Social-Investment-The-Normative-Recalibration-of-the-German-Welfare-State>.
- Chang, J., Gerrish, S., Wang, C., Boys-Graber, J. & Blei, D. M. (2009). Reading tea leaves: How humans interpret topic models. *Advances in Neural Information Processing*, 22, S. 1-9
url: <http://papers.nips.cc/paper/3700-reading-tea-leaves-how-humans-interpret-topic-models.pdf>.
- Clark, L. S. (2013). *The parent app. Understanding families in the digital age*. Oxford: Oxford University Press.
- Crozier, G., Reay, D., James, D., Jamieson, F., Beedell, P., Hollingworth, S. & Williams, K. (2008). White middle-class parents, identities, educational choice and the urban comprehensive school: Dilemmas, ambivalence and moral ambiguity. *British Journal of Sociology of Education*, 29, 3, S. 261-272. doi:10.1080/01425690801966295.
- Daly, M. (2013). Parenting support policies in Europe. *Families, Relationships and Societies*, 2, 2, S. 159-174. doi:10.1332/204674313X666886.
- Daly, M. (2017). Parenting: Critical insights from a sociological perspective. In: Betz, T., Honig, M.-S. & Ostner, I. (2017) (Hrsg.), *Parents in the spotlight. Parenting practices and support from a comparative perspective* (Special Issue/Sonderheft, Journal of Family Research/Zeitschrift für Familienforschung 11). Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich, S. 41-56.
- Deinet, U. & Reutlinger, U. (2014). Tätigkeit – Aneignung – Bildung. In: Deinet, U. & Reutlinger, U. (Hrsg.), *Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit*. Wiesbaden: VS Springer, S. 11-30.
- Diabaté, S. & Lück, D. (2014). Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 26, 1, S. 49-69. doi:10.3224/zff.v26i1.15915.
- Dienel, C. (2003). Die Mutter und ihr erstes Kind – individuelle und staatliche Arrangements im europäischen Vergleich. *Zeitschrift für Familienforschung*, 15, 2, S. 120-145.
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-282916>.
- DiMaggio, P., Nag, M. & Blei, D. (2013). Exploiting affinities between topic modeling and the sociological perspective on culture: Application to newspaper coverage of U.S. government arts funding. *Poetics*, 41, 6, S. 570-606. doi:10.1016/j.poetic.2013.08.004.
- Farrell, D. & Petersen, J. C. (2010). The growth of internet research methods and the reluctant sociologist. *Sociological Inquiry*, 80, 1, S. 114-125. doi:10.1111/j.1475-682X.2009.00318.x.
- Frevort, U. (1985). „Fürsorgliche Belagerung“: Hygienebewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. *Geschichte und Gesellschaft*, 11, 4, S. 420-446.
url: <https://www.jstor.org/stable/40185231>.
- Garfinkel, H. (1967). *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Gebhardt, M. (2009). *Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert*. München: DVA.
- Gillies, V. (2005). Raising the ‘meritocracy’: Parenting and the individualization of social class. *Sociology*, 39, 5, S. 835-853. doi:10.1177/0038038505058368.
- Gillies, V. (2012). Family policy and the politics of parenting: From function to competence. In: Richter, M. & Andresen, S. (Hrsg.), *The politicization of parenthood. Shifting private and public responsibilities in education and child rearing*. Dordrecht: Springer, S. 13-37.

- Grimmer, J. & Stewart, B. M. (2013). Text as data: The promise and pitfalls of automatic content analysis methods for political texts. *Political Analysis*, 21, 3, S. 267-297. doi:10.1093/pan/mps028.
- Hartas, D. (2014). Parenting, family policy, and children's well-being in an unequal society. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Hays, S. (1996). *The cultural contradictions of motherhood*. New Haven: Yale University Press.
- Heiberger, R. & Riebling, (2016). Installing computational social science: Facing the challenges of new information and communication technologies in social science. *Methodological Innovations*, 9, S. 1-11. doi:10.1177/2059799115622763.
- Hesse-Biber, S. & Griffin, A. J. (2013). Internet-mediated technologies and mixed methods research: Problems and prospects. *Journal of Mixed Methods Research*, 7, 1, S. 43-61. doi:10.1177/1558689812451791.
- Höffer-Mehlmer, M. (2007). Erziehungsratgeber. In J. Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 669-687.
- Hoffman, D. M. (2009). How (not) to feel: Culture and the politics of emotion in the American advice literature. *Discourse: Studies in the Cultural Politics of Education*, 30, 1, S. 15-31. doi:10.1080/01596300802643058.
- Hox, J. J. (2017). Computational social science methodology, anyone? *Methodology* 13 (Supplement 1), S. 3-12. doi:10.1027/1614-2241/a000127.
- Kade, J. (1993). Aneignungsverhältnisse diesseits und jenseits der Erwachsenenbildung, *Zeitschrift für Pädagogik*, 39, 1, S. 391-408. url:https://www.pedocs.de/volltexte/2017/11182/pdf/ZfPaed_1993_3_Kade_Aneignungsverhaeltnisse_diesseits_und_jenseits_der_Erwachsenenbildung.pdf.
- Kessen, W. (1979). The American child and other cultural inventions. *American Psychologist*, 34, 10, S. 815-820. doi:10.1037/0003-066X.34.10.815.
- King, K. & Fogle, L. (2006). Bilingual parenting as good parenting: Parents' perspectives on family language policy for additive bilingualism. *International Journal of Bilingual Education and Bilingualism*, 9, 6, S. 695-712. doi:10.2167/beb362.0.
- Kittler, F. A. (Hrsg.) (1980). *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Klinkhammer, N. (2014). *Kindheit im Diskurs. Kontinuität und Wandel in der deutschen Bildungs- und Betreuungspolitik*. Marburg: Tectum.
- Krotz, F. (2014). Mediatization as a mover in modernity: Social and cultural change in the context of media change. In: Lundby, K. (Hrsg.), *Mediatization of communication*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 131-162.
- Kuckartz, U. (2016). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim: Beltz Juventa (3., überarbeitete Auflage).
- Lareau, A. & McCrory Calarco, J. (2012). Class, cultural capital, and institutions: The case of families and schools. In: Fiske, S. T. & Markus, H. R. (Hrsg.), *Facing social class. How societal rank influences interaction*. New York: Russell Sage Foundation, S. 61-86.
- Lee, E., Bristow, J., Faircloth, C. & Macvarish, J. (2014) (Hrsg.). *Parenting culture studies*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Lee, M. & Martin, J. L. (2015). Coding, counting and cultural cartography. *American Journal of Cultural Sociology*, 3,1, S. 1-33. doi:10.1057/ajcs.2014.13.
- Light, R. & Odden, C. (2017). Managing the boundaries of taste: Culture, valuation, and computational social sciences. *Social Forces*, S. 1-32. doi:10.1093/sf/sox055.
- Lucas, C., Nielsen, R. A., Roberts, M. E., Stewart, B. M., Storer, A. & Tingley, D. (2015). Computer-assisted text analysis for comparative politics. *Political Analysis*, 23, 2, S. 254-277. doi:10.1093/pan/mpu019.
- Macvarish, J. (2016). *Neuroparenting. The expert invasion of family life*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Merkle, T., & Wippermann, C. (2008). *Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

- Mimno, D., Wallach, H. M., Talley, E., Leenders, M. & McCallum, A. (2011). *Optimizing semantic coherence in topic models*. In: Proceedings of the 2011 Conference on Empirical Methods in Natural Language Processing, S. 262-272. <http://dl.acm.org/citation.cfm?id=2145432>. 2145462.
- Misoch, S. (2006). *Online-Kommunikation*. Konstanz: UVK.
- Mohr, J. W. & Bogdanov, P. (2013). Introduction: Topic models: What they are and why they matter. *Poetics*, 41, 6, S. 545-569. doi:10.1016/j.poetic.2013.10.001.
- Mühling, T. & Smolka, A. (2007). *Wie informieren sich bayerische Eltern über erziehungs- und familienbezogene Themen? Ergebnisse der ifb-Elternbefragung zur Familienbildung 2006*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb), S. 1-71.
- Ostner, I. (2007). Sozialwissenschaftliche Expertise und Politik. Das Beispiel des Siebten Familienberichts. *Zeitschrift für Soziologie*, 36, 5, S. 385-390. doi:10.1515/zfsoz-2007-0505.
- Ostner, I. (2008). Ökonomisierung der Lebenswelt durch aktivierende Familienpolitik? In: Evers, A. & Heinze, R. G. (Hrsg.), *Sozialpolitik. Ökonomisierung und Entgrenzung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 49-66.
- Ostner, I., Betz, T. & Honig, M.-S. (2017). Introduction: Parenting practices and parenting support in recent debates and policies. Betz, T., Honig, M.-S. & Ostner, I. (2017) (Hrsg.), *Parents in the spotlight. Parenting practices and support from a comparative perspective (Special Issue/Sonderheft, Journal of Family Research/Zeitschrift für Familienforschung 11)*. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich S. 5-19.
- Ostner, I. & Stolberg, C. (2015). Investing in children, monitoring parents: Parenting support in the changing German welfare state. *Social Policy & Society*, 14, 4, S. 621-632. doi:10.1017/S1474746415000287.
- Perrier, M. (2012). Middle-class mothers' Moralities and 'concerted cultivation': Class others, ambivalence and excess. *Sociology*, 47, 4, S. 655-670. doi:10.1177/0038038512453789.
- Plantin, L. & Daneback, K. (2009). Parenthood, information and support on the internet. A literature review of research on parents and professionals. *BMC Family Practice*, 10, 34, o.S. doi:10.1186/1471-2296-10-34.
- Putnam, R. D. (2016). *Our kids. The American dream in crisis*. New York: Simon & Schuster.
- Quirke, L. (2006). 'Keeping young minds sharp': Children's cognitive stimulation and the rise of parenting magazines, 1959-2003. *Canadian Review of Sociology*, 43, 4, S. 387-406. doi:10.1111/j.1755-618X.2006.tb01140.x.
- Ramaekers, S. & Suissa, J. (2012). *The claims of parenting. Reasons, responsibility and society*. Springer: Dordrecht.
- Roberts, M. E., Stewart, B. M. & Airoldi, E. M. (2016). A model of text for experimentation in the social sciences. *Journal of the American Statistical Association*, 111, 515, S. 988-1003. doi:10.1080/01621459.2016.1141684.
- Roberts, M. E., Stewart, B. M. & Tingley, D. (o.J.). *stm: R Package for Structural Topic Models*. www.github.com/bstewart/stm/blob/master/inst/doc/stmVignette.pdf [Stand: 2018-07-02].
- Röser, J., Müller, K. F., Niemand, S. & Roth, U. (2017). Häusliches Medienhandeln zwischen Dynamik und Beharrung: Die Domestizierung des Internets und die Mediatisierung des Zuhauses 2008-2016. In: Krotz, F., Despotović, C. & Kruse, M. M. (Hrsg.), *Mediatisierung als Metaprozess. Transformationen, Formen der Entwicklung und die Generierung von Neuem*. Wiesbaden: Springer VS, S. 139-261.
- Ruckdeschel, K. (2015). Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“. In: Schneider, N.F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 191-205.
- Salganik, M. J. (2018). *Bit by bit: Social research in the digital age*. Princeton: Princeton University Press.
- Savage, M. & Burrows, R. (2007). The coming crisis of empirical sociology. *Sociology*, 41, 5, S. 885-899. doi:10.1177/0038038507080443.
- Schmid, M. (2011). *Erziehungsratgeber und Erziehungswissenschaft. Zur Theorie-Praxis-Problematik populärpädagogischer Schriften*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.

- Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.) (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Schneider, S. (2014). Die Bedeutung der Medien vor der Geburt. In: Tillmann, A., Fleischer, S. & Hugger K.-U. (Hrsg.), *Handbuch Kinder und Medien*. Wiesbaden: Springer, S. 289-301.
- Stulpe, A. & Lemke, M. (2016). Blended Reading. Theoretische und praktische Dimensionen der Analyse von Text und sozialer Wirklichkeit im Zeitalter der Globalisierung. In: Lemke, M. & Wiedemann, G. (Hrsg.), *Text Mining in den Sozialwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse*. Wiesbaden: Springer VS, S. 17-61.
- Ullrich, C. G. & Schiek, D. (2014). Gruppendiskussionen in Internetforen. Zur Methodologie eines neuen qualitativen Erhebungsinstruments. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialforschung*, 66, 3, S. 459-474. doi:10.1007/s11577-014-0279-0.
- Wastell, D. & White, S. (2012). Blinded by neuroscience: Social policy, the family and the infant brain. *Families, Relationships and Societies*, 1, 3, S. 397-414. doi:10.1332/204674312X656301.
- Wrigley, J. (1989). Do young children need intellectual stimulation? Experts' advice to parents, 1900-1985. *History of Education Quarterly*, 29, 1, S. 41-75. doi:10.2307/368605.

Eingereicht am/Submitted on: 09.01.2018

Angenommen am/Accepted on: 01.06.2018

Anschrift des Autors/Address of the author:

Fabian Gülzau, M.A.
 Humboldt-Universität zu Berlin
 Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät
 Institut für Sozialwissenschaften – LB Makrosoziologie
 Unter den Linden 6
 10099 Berlin
 Deutschland/Germany

E-Mail/Email: guelzauf@hu-berlin.de

Anhang

Modellevaluation

„Topic models“ erfordern es, dass die Anzahl der gesuchten Themen (K) vorab festgelegt wird (Blei/Lafferty 2009: 11f.). Hierbei hat sich bisher kein Goldstandard herausgebildet, der eine definitive Lösung bietet (Chang et al. 2009). Ich folge deshalb dem Vorgehen von Bail (2016) und Roberts et al. (o.J.), indem ich drei statistische Kriterien heranziehe. Hierzu gehören „Held-out Likelihood“, ein Exklusivitätsmaß und ein Maß für die semantische Kohärenz (Mimno et al. 2011) der Themen. Alle Maße sind im R-Paket *stm* verfügbar (Roberts et al. o.J.).

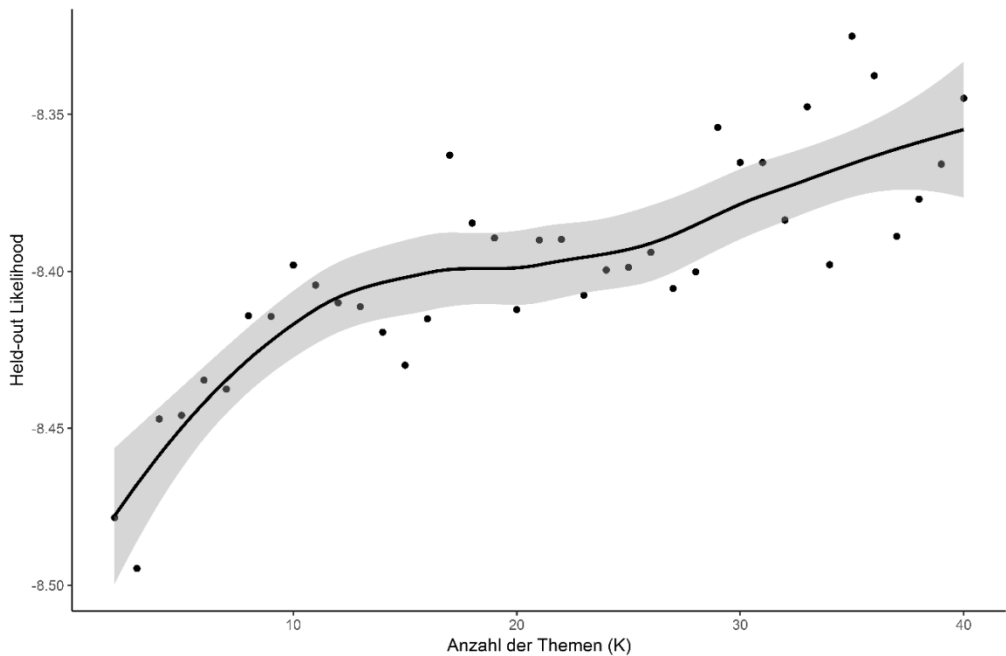
Die statistischen Kriterien geben einen Hinweis darauf, welche Modelle für eine weitere Betrachtung in Frage kommen. Allerdings geht es bei der Evaluation der Modelle vor

allem auch um den „substantive fit“ (Grimmer/Stewart 2013: 286, Herv. i.O.). Hierzu führen DiMaggio et al. (2013) aus:

„Finding the right lens is different than evaluating a statistical model based on a population sample. The point is not to estimate population parameters correctly, but to identify the lens through which one can see the data most clearly“ (ibid: 582).

Für das erstere Verfahren wird zunächst jeweils ein „topic model“ mit einer gegebenen Anzahl an Themen (K) berechnet, wobei ich Modelle für 2 bis 40 Themen gewählt habe. Wichtig ist dabei, dass eine gewisse Anzahl an Dokumenten dem Modell vorenthalten bleibt (deshalb „held-out“; hier: 10% der Dokumente) und dieses nur auf das verbleibende „training set“ angewandt wird. Das hervorgehende Modell wird anschließend verwendet, um die verbleibenden Dokumente zu prognostizieren (Hox 2017: 5f.). Die Ergebnisse sind in Abbildung 3 dargestellt.

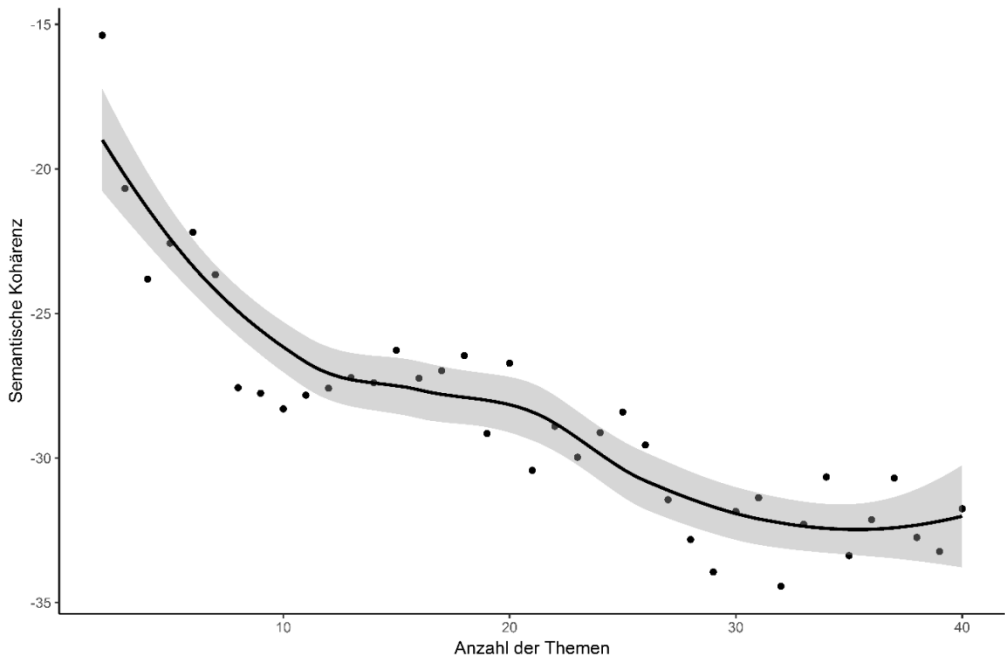
Abbildung 3: „Held-out Likelihood“ für „topic models“ mit $K = 2-40$.



Die Abbildung zeigt an, dass die Prognosekraft der Modelle mit steigender Anzahl an Themen zunimmt. Ein erstes Plateau wird allerdings bereits bei Modellen mit 10 Themen erreicht.

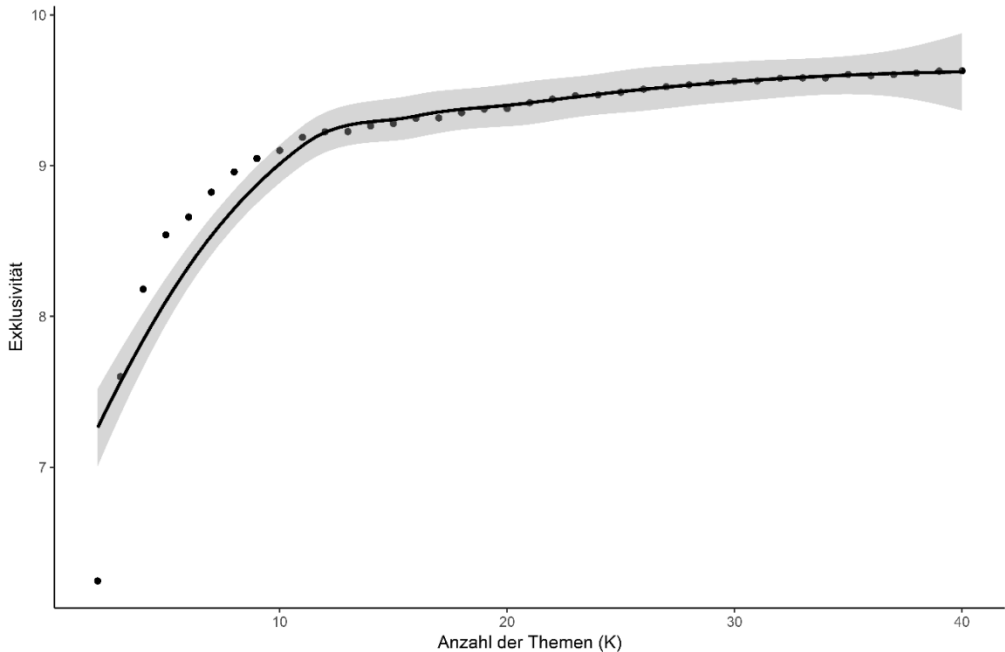
Als zweites Kriterium betrachte ich die semantische Kohärenz, welche prüft, ob Wörter, die einem Thema angehören, auch häufig gemeinsam in den einzelnen Dokumenten auftauchen. Wichtig ist hierbei, dass semantische Kohärenz und Exklusivitätsmaß gemeinsam betrachtet werden, da semantische Kohärenz auch erreicht wird, wenn alle Themen von wenigen, aber sehr häufigen Wörtern dominiert sind. Um dies zu vermeiden, lässt sich das Exklusivitätsmaß heranziehen, da dieses die Abgrenzung zwischen Themen berücksichtigt (Roberts et al. o.J.: 11f.).

Abbildung 4: Semantische Kohärenz für „topics models“ mit $K = 2-40$.



Zunächst lässt sich aber feststellen, dass die semantische Kohärenz mit steigender Anzahl an Themen abnimmt, wobei Modelle mit 8 bis 20 Themen sich kaum unterscheiden.

Zuletzt berechne ich einen Exklusivitätsscore, der angibt, ob Wörter, die mit einem Thema verknüpft sind, zugleich selten in anderen Themen erscheinen. Er zeigt an, ob die identifizierten Themen sich voneinander abgrenzen lassen. Die Ergebnisse finden sich in Abbildung 5.

Abbildung 5: Exklusivitätsscore für „topics models“ mit $K = 2-40$.

Hier zeigt sich, dass Modelle mit mindestens zehn Themen sich gut voneinander abgrenzen lassen. Eine Erhöhung der Anzahl an Themen führt zu keiner Verbesserung mehr. Es wird zudem die gegenläufige Tendenz zur semantischen Kohärenz deutlich.

Insgesamt zeigt sich, dass „there is no statistical test for the optimal number of topics“ (DiMaggio et al. 2013: 582). Auf Grundlage der statistischen Kriterien konnten aber Modelle ausgewählt werden, welche in mehreren Bereichen gute Ergebnisse erzielten. Dies sind Modelle mit 8 bis 12 Themen. Eine genauere Betrachtung der verknüpften Wörter zeigte hierbei, dass die meisten Themen robust sind. Die Interpretierbarkeit nimmt bei Modellen mit sehr vielen Themen zudem ab. Das Modell mit 11 Themen wurde letztlich ausgewählt, da dieses sowohl bezüglich der statistischen Kriterien als auch der Interpretierbarkeit die besten Ergebnisse erzielte.

Christopher Studeny & Ulrike Zartler

Die animierte Familie. Darstellungen von Familien in Zeichentrickserien

The animated family. Family life and the roles of mothers and fathers in cartoon series

Zusammenfassung:

Das Angebot an Zeichentrickserien im Fernsehen und damit deren Bedeutung für die Sozialisation von Kindern hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Die Frage, welches Familienbild in diesen Serien im Zeitverlauf transportiert wird, wurde bislang aber nur unzureichend beantwortet. Dieser Beitrag untersucht mittels hermeneutisch-wissenssoziologischer Videoanalyse, ob sich die Darstellung von Familienbild, Familienleben und elterlichen Rollen in Zeichentrickserien seit den 1980er Jahren verändert hat. Grundlage der Analyse sind jeweils drei Serien aus den 1980er Jahren und drei aktuelle Zeichentrickserien (ab 2000), welche nach den Kriterien Beliebtheit, Laufzeit und Anzahl ausgestrahlter Sendungen ausgewählt wurden. Die Ergebnisse zeigen, dass zwar im Zeitverlauf eine Pluralisierung von Familienformen ersichtlich wird, die Darstellung der Eltern in beiden Untersuchungszeiträumen aber überwiegend an traditionellen Rollenmustern orientiert ist und das Idealbild der Kernfamilie transportiert wird. Bezüglich der Herstellung des Familienlebens rücken in der zweiten Untersuchungsdekade Aspekte der Entgrenzung von Arbeit und Familie in den Vordergrund.

Schlagwörter: Familienbild, Familienleben, Elternrollen, Doing Family, Entgrenzung, Zeichentrickserien, Videoanalyse

Abstract:

The number of cartoon series on television and, accordingly, their importance for the socialization of children have strongly increased in recent decades. However, questions about the family image that is transported in these series over time remain to be answered. Based on the knowledge-sociological hermeneutic analysis of videos, this article explores whether the presentation of family images, family life and parental roles in cartoon series has changed since the 1980ies. Data are systematically drawn from three series from the 1980ies and three present series (since 2000), selected along the criteria of popularity, duration and frequency of broadcasting. Results show that although a pluralization of family forms becomes apparent over time, the presentation of parents is still predominantly based on traditional role patterns, and the nuclear family is presented as an ideal. The analysis also reveals that aspects of handling the blurring boundaries of work and family life are more prominent in the present cartoon series.

Key words: family images, everyday family life, parental roles, doing family, blurring boundaries, cartoon series, video analysis

1. Einleitung

In den letzten Jahrzehnten wurden Medien immer wichtiger im Alltagsleben von Familien und Kindern. Hatten vor hundert Jahren noch Kinderbücher zentrale Bedeutung für die Sozialisation von Kindern, so kamen seither Medien wie Film, Fernsehen und Internet hinzu. Im Besonderen ist das Fernsehen, das immer noch als das beliebteste Medium von Kindern gilt, ein wichtiger Sozialisationsfaktor (Wegener 2008, Feierabend/Klingler 2015) und das Angebot für Kinder im Fernsehen hat sich in den letzten Jahrzehnten stetig erweitert. Seit der erste Sender im deutschsprachigen Raum, der sich ausschließlich auf die Unterhaltung von Kindern ausgerichtet hat (Nickelodeon), 1995 auf Sendung ging, kamen 16 weitere Sender (u.a. Toggo Plus, Disney Channel, Boomerang, KiKa) hinzu, deren Sendeinhalte speziell auf Kinder abgestimmt sind.

Mit der Anzahl der Sender hat sich auch das Angebot vervielfältigt und ausgeweitet. So strahlen die meisten dieser Sender rund um die Uhr Sendungen für Kinder aus bzw. die Kinder können die Inhalte online auf den Homepages der Sender einsehen und so ihre Lieblings-Zeichentricksendung stets verfolgen. Trotz rückläufiger Nutzungszeiten bei Kindern zwischen drei und dreizehn Jahren ist Fernsehen nach wie vor ein wichtiger Bestandteil ihrer täglichen Freizeitgestaltung (Media Perspektiven Basisdaten 2016; KIM-Studie 2016). So liegt das Fernsehen bei der täglichen Freizeitgestaltung von Kindern zwischen sechs und dreizehn Jahren mit 77% ungeschlagen auf Rang eins (KIM-Studie 2016: 10). Auch bei den beliebtesten Freizeitaktivitäten rangiert das Fernsehen auf Platz drei, nach Treffen mit Freunden und dem Spiel im Freien (KIM-Studie 2016: 13). Zusammenfassend ist Fernsehen ein wichtiger Bestandteil des alltäglichen Lebens von Kindern und hat dadurch – neben Eltern, Familie, Schule und Peergroups – zentrale Bedeutung für ihre Sozialisation.

Medien und insbesondere auch Zeichentrickserien stellen für Kinder nicht nur Unterhaltung dar, sondern Kinder übernehmen Bestandteile aus den Sendeinhalten, die ihr Weltbild beeinflussen (Vollbrecht 2014). Kinder neigen dazu, die fiktiven Personen als Freundinnen und Freunde wahrzunehmen, denn das Fernsehen vermittelt ein Gefühl von Nähe und Intimität und lässt dadurch parasoziale Freundschaften entstehen (Bonfadelli 2004). Dies gilt im Besonderen für Serien, da die Zuseher(innen), in diesem Fall die Kinder, über eine längere Zeit mit den Serienfiguren mitleben können (Bleicher 1999). Kinder nehmen am Leben der Zeichentrickfiguren teil und diese werden umgekehrt Teil der kindlichen Lebenswelt. Die in den Serien agierenden Personen werden so zu Begleiter(inne)n und Vorbildern (Schuegraf 2014).

Trotz der oben genannten Bedeutung von Zeichentrickserien für Kinder wurde die Frage, welches Familienbild in diesen Serien transportiert wird, bislang nur unzureichend beantwortet. Die Bearbeitung dieser Forschungslücke ist höchst relevant, da die mediale Präsentation von Familienbildern Kindern als Vergleichsfolie im Alltag dient. Kinder erhalten durch ihren Medienkonsum Informationen über Familienleben und können durch die Präsentation und Verfestigung von Stereotypen beeinflusst werden (Douglas 2003) – ganz im Sinne der Kultivierungstheorie, wonach Menschen, die regelmäßig einen bestimmten Sendeinhalt konsumieren, diesen als soziale Realität betrachten (Hannover/Birkenstock 2005). Gleichzeitig stellt die Familie im realen Leben neben Schule und Peergroups den wohl wichtigsten Bezugspunkt und die zentrale Sozialisationsinstanz im Leben von Kindern dar (Hurrelmann 2002; Abels/König 2016).

Dieser Beitrag analysiert daher die Darstellung von Familien in Zeichentrickserien und geht der Frage nach, ob sich das dort dargestellte Familienbild seit den 1980er Jahren einem Wandel unterzogen hat. Zudem steht auch die Herstellung von Familie und Familienleben im Blickpunkt der Analyse. Folgende Forschungsfragen werden beantwortet: Wie wird die Familie in Zeichentrickserien der 1980er Jahre und in aktuellen Zeichentrickserien (ab dem Jahr 2000) dargestellt? Welche Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zeigen sich hinsichtlich der Darstellung von (a) Familienformen, (b) Mutter- und Vaterrollen sowie (c) der Herstellung von Familienleben? Zunächst werden nun der aktuelle Forschungsstand sowie theoretische Grundlagen präsentiert und anschließend die untersuchten Zeichentrickserien sowie die Analysemethoden vorgestellt. Darauf folgt die Präsentation und Diskussion der Ergebnisse.

2. Familiendarstellungen im Zeichentrick

Vorliegende sozialwissenschaftliche Untersuchungen von Zeichentrickfilmen (Thompson/Zerbios 1995; Towbin 2003; Holcomb et al. 2014; Åström 2015) fokussieren inhaltlich häufig auf die Darstellung von Gender und Gewalt (Davis 2003; Baker/Raney 2007; Hubka et al. 2009; Hovdestad et al. 2009; Streiff/Dundes 2017b). Studien zum Thema Familie basieren überwiegend auf der Analyse von Disney-Zeichentrickfilmen, untersuchen jedoch vorwiegend familiäre Geschlechterrollen und weniger das familiäre Zusammenleben (Tanner et al. 2003; Balraj/Gopl 2013; Holcomb et al. 2015; Åström 2015; Fraustion 2015; Zurcher et al. 2018). Hinsichtlich der Geschlechterrollen zeigen sich demnach große Unterschiede: Männer bekleiden im Disney-Zeichentrick oft die Hauptrolle und werden aktiv und rational handelnd gezeigt, während Frauen eher in kleineren Rollen gezeigt und als emotional, liebevoll, einfühlsam und stark an ihrem Äußeren interessiert dargestellt werden (Thompson/Zerbios 1995; Gerding/Signorielli 2014). Erst in den letzten Jahren zeigen sich im Disney-Zeichentrick Veränderungen dieser traditionellen weiblichen Stereotype: Weibliche Charaktere werden mitunter wesentlich mutiger und abenteuerlustiger gezeigt als in früheren Filmen (Keys 2016), wie beispielsweise im Film *Die Eiskönigin*, wo die Hauptdarstellerin Elsa als machtvoll dargestellt wird. Dennoch muss sie als Frau Abstriche machen und kann nicht wie männliche Hauptcharaktere Macht und Liebe vereinbaren (Streiff/Dundes 2017a).

Die in Disney-Filmen dargestellte Familienstruktur entspricht nicht der statistisch darstellbaren Verteilung. So zeigen Zurcher et al. (2018) in ihrer Analyse von 85 Disneyfilmen aus den Jahren 1937 bis 2018, dass 41,3% der dargestellten Familien Einelternfamilien, 19,2% Familien mit Vormundschaft und lediglich 25% Kernfamilien sind. Familie wird in diesen Filmen, unabhängig von ihrer Struktur, als wichtiger und unterstützender Teil des Lebens der Figuren dargestellt (Tanner et al. 2003; Zurcher et al. 2018).

Biologische Mütter werden in Disney-Zeichentrickfilmen marginalisiert und nur selten gezeigt. Wenn sie vorkommen, werden sie als primäre Bezugspersonen der Kinder dargestellt, nehmen eine beschützende Rolle ein und bringen ihren Kindern bedingungslose Liebe entgegen (Tanner et al. 2003; Holcomb et al. 2015). Vermehrt werden auch stark negative bzw. „böse“ Mutterfiguren (häufig sind dies Stiefmütter) gezeigt, deren Charakterzüge

ge wesentlich deutlicher und ausführlicher präsentiert werden, als wenn „gute“ Mütter in den Geschichten auftreten (Fraustino 2015: 141).

Väter nehmen wesentlich öfter an den im Disney-Zeichentrickfilm dargestellten Handlungen teil als Mütter (Holcomb et al. 2015; Zurcher et al. 2018). Sie werden als liebevolle, aber strenge Charaktere dargestellt, die Autorität gegenüber der Familie ausstrahlen. Die väterlichen Handlungen werden durchaus als aufopferungsvoll gegenüber den Kindern gezeigt, auch wenn Väter in Disney-Filmen eine gewisse emotionale Distanz zu ihren Kindern aufweisen (Tanner et al. 2003). Dies hat sich erst in den letzten Jahren mit Filmen wie *Findet Nemo* und *Himmel und Huhn*, in denen Väter emotional offener und hingebungsvoll gezeigt werden, etwas verändert (Brydon 2009; Åström 2015).

Produktionen für Kinder, die nicht aus dem Hause Disney kommen, zeigen etwas weniger traditionelle Ansätze als Disney-Serien bzw. -Filme. So zeigt die Serie *Dora* ein kleines Mädchen, das spielerisch die Welt erkundet, stereotypische Vorstellungen durchbricht und als abenteuerlustig, mutig und aktiv dargestellt wird (Keys 2016). Hinsichtlich der Vaterrolle wurde der für Kinder produzierte Zeichentrickfilm *Wolkig mit Aussicht auf Fleischbällchen* analysiert (Åström 2015). Hier wird der Vater nicht – wie in zahlreichen Disney-Produktionen – als autoritär oder als emotional involvierter Kumpel des Kindes gezeigt, sondern als liebevoller Vater: Er kümmert sich um sein Kind und die Beziehung zwischen Vater und Sohn wird immer wieder neu ausgehandelt (Åström 2015).

3. Doing Gender und Doing Family

In der vorliegenden Studie wurde für die Analyse der Darstellung von Mutter- und Vaterrollen in Zeichentrickserien sowohl auf die körperliche Präsentation (Kleidung und Aussehen) als auch, v.a. in Bezug auf Interaktionen und Handlungen der Figuren, auf den Doing-Gender-Ansatz zurückgegriffen (West/Zimmerman 1987). Somit wird Geschlecht als folgenreiche gesellschaftlich reproduzierte Unterscheidung, die in einem sozialen Prozess hervorgebracht und reproduziert wird, betrachtet. Geschlechtszugehörigkeit wird demnach in einem fortlaufenden Handlungsprozess hergestellt und nicht als naturgegeben, sondern als Ergebnis komplexer Prozesse gesehen (Gildemeister 2010).

Um zu analysieren, wie Familienleben in Zeichentrickserien hergestellt, wie Familie gelebt wird und ob in der Präsentation der Herstellung des Familienalltages eine Veränderung festgestellt werden kann, wurde der Doing-Family-Ansatz verwendet, der auf praxeologischen Konzepten basiert (z.B. Dermott/Seymour 2011; Morgan 2011). Im Mittelpunkt steht die Herstellung von Familie als zusammengehörige Gruppe, ihre Selbstdefinition und Inszenierung, welche von praktischen und symbolischen Verschränkungsleistungen individueller Lebensführungen im Kontext von Familie getragen wird (Jurczyk 2018). Zudem stehen Familien, familiales Handeln sowie die Vorstellungen darüber permanent in Relation zu gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen (Jurczyk et al. 2009). Familie wird demnach nicht als etwas selbstverständlich Gegebenes betrachtet, sondern es müssen aktive Handlungen gesetzt werden, damit sie zustande kommt und erhalten bleibt (Heaphy 2007; Jurczyk 2014). Im Mittelpunkt stehen dabei Handlungszusammenhänge auf individueller und interpersonaler Ebene, im Besonderen die Ebene der

alltäglichen Lebensführung. Hierbei ist nicht die Familie oder der Haushalt der Ort der Lebensführung, sondern das Individuum, das permanent Handlungsfelder überschreitet und in verschiedene gesellschaftliche Sphären eingebunden ist (Jurczyk 2014).

Die alltägliche Lebensführung wurde in den letzten Jahren herausfordernder, insbesondere aufgrund fortschreitender Tendenzen der Entgrenzung von Arbeits- und Familienwelt, d.h. der zunehmenden Brüchigkeit, Ausdünnung bzw. Auflösung bis dahin sicher geglaubter Ab- und Begrenzungen von Sphären der Gesellschaft und des persönlichen Lebens (Jurczyk et al. 2009, 2018). Hinsichtlich der Arbeitswelt zeigen sich ein Rückgang von Normalarbeitsverhältnissen, erhöhte berufliche Mobilität und atypische Arbeitszeiten (Jurczyk 2018). Für das Familienleben resultiert dies in einer Ent-Traditionalisierung von Familienbeziehungen und Familienleben, wie zum Beispiel Veränderungen in Geschlechts- und Rollenidentitäten, neue Familienformen (z.B. Patchwork- und Adoptivfamilien) und vermehrte Multilokalität von Familien (Jurczyk et al. 2009). Dies erfordert die aktive Herstellung familialer Kopräsenz und gemeinsamer Familienzeit und zwar durch alle beteiligten Familienmitglieder. Denn durch die Entgrenzung ergibt sich Familie nicht mehr ohne Zutun, sondern sie muss hergestellt werden (Jurczyk 2014).

Jurczyk (2018) unterscheidet zwei Grundformen der aktiven Herstellung von Familie: Vereinbarkeits- und Balancemanagement sowie die Konstruktion von Gemeinsamkeiten. Die erste Grundform umfasst Abstimmungsleistungen und alltägliche Praktiken, die den familiären Alltag funktionieren lassen. Die zweite Grundform geht der sinnhaften Konstruktion von gemeinschaftlichen Beziehungsgefügen nach und teilt sich in drei Unterformen: Grenzarbeit (Abgrenzung, wer zur Familie gehört und wer nicht), We-ness (Herstellung von Intimität und Zugehörigkeit) und Displaying Family (Selbstinszenierung der Familie, insbesondere wenn diese nicht dem gängigen Familienbild entspricht (Finch 2007; Dermott/Seymour 2011; Jurczyk 2018). Für die Herstellung von Familie erweisen sich Rituale und Routinen als Typen von Praktiken besonders relevant. Als zentrales Ritual neben Familienfeiern und Festen (z.B. Geburtstag, Weihnachten) erweisen sich gemeinsame Mahlzeiten. Hier wird aktiv und bewusst Familie inszeniert und diese sowohl nach außen als auch innerhalb der Familie dargestellt. Es wird gemeinsam Zeit verbracht, die Erlebnisse des Tages werden besprochen und gemeinsame Aktivitäten geplant (Keppeler 1999; Hagen-Demszky 2006).

4. Datengrundlage und methodisches Vorgehen

Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurden Zeichentrickserien herangezogen, in denen Familienleben als Thema vorkommt und in denen zumindest die Mutter- oder Vaterrolle vorhanden ist. Zusätzlich wurden folgende Kriterien für die Auswahl der Serien festgelegt: Die analysierten Serien sollten (1) bei Kindern beliebt (gewesen) sein und zumindest eine Nominierung bei Fernsehpreisverleihungen erhalten haben, (2) eine längere Laufzeit (zumindest zwei Jahre bzw. zwei Staffeln) aufweisen und (3) jeweils über mehr als 50 Folgen verfügen, da dies Kindern ermöglicht, sich über einen längeren Zeitraum mit den Protagonist(inn)en anzufreunden und sich mit ihnen zu identifizieren (Vollbrecht 2014). Die Auswahl der Serien konzentrierte sich auf nordamerikanische Produktionen, die im deutschsprachigen Raum gesendet wurden bzw. nach wie vor gesendet werden, da

die Mehrzahl an Kindersendern und der dort gesendeten Serien aus Nordamerika stammen (Signer Widmer 2013) – eine mediale Verbindung, an der sich die fortschreitende Annäherung der Kulturkreise innerhalb der westlichen Industrieländer erkennen lässt.

Um einen Vergleich anstellen zu können, wurden Zeichentrickserien aus zwei verschiedenen Dekaden ausgewählt. Für den ersten Untersuchungszeitraum wurden Zeichentrickserien herangezogen, deren Erstausstrahlung in den USA und im deutschsprachigen Raum in den 1980er Jahren bis einschließlich 1991 (Erstausstrahlung Deutschland) stattgefunden hat. Die 1980er Jahre wurden deshalb als Vergleichszeitraum gewählt, da sich ab 1980 in Europa das Satellitenfernsehen bzw. Privatfernsehen verbreitete, wodurch sich die Medienlandschaft veränderte und den Kindern mehr Sender und Sendungen zur Verfügung standen (Vollberg 1998; Weis 2007; BKA 2014). Darüber hinaus änderte sich das Erscheinungsbild des Zeichentricks mit Beginn der 1980er Jahre. Es wurden weniger Slapsticks, wie z.B., dass Figuren unbeschadet gestaucht, gedehnt, zerquetscht oder plattgewalzt werden, in den Serien gezeigt. Des Weiteren orientierte sich das Genre zunehmend an der Erzählung von Geschichten mit einer nachvollziehbaren Handlung (Schneider 1995). Als aktuelle Zeichentrickserien wurden jene ausgewählt, deren Erstausstrahlung in den USA und im deutschsprachigen Raum nach dem Jahr 2000 stattgefunden hat. Dieser Zeitpunkt ist deshalb interessant, weil sich das Angebot an Zeichentrick in der deutschsprachigen Fernsehlandschaft seit dem Jahr 1995, als der erste reine Kinderfernseher auf Sendung ging, erweiterte und insbesondere mit Ende der 1990er Jahre bzw. Anfang der 2000er Jahre stetig zugenommen hat. Zusätzlich wurde darauf geachtet, dass die ausgewählten Serien im Erhebungszeitraum (von November 2015 bis Juni 2016) auf den beliebtesten deutschsprachigen Zeichentricksendern liefen. Dazu zählten im Jahr 2015 die Sender SuperRTL mit einem Marktanteil von 18,2%, KiKa (15,4%), Disney Channel (8,2%) und Nickelodeon (7,3%), jeweils für Kinder zwischen drei und dreizehn Jahren in der Sendezeit zwischen 6 und 21 Uhr (Feierabend/Kahl 2017: 221).

Zur Analyse wurden jeweils drei Zeichentrickserien aus den beiden Vergleichsperioden ausgewählt und aus jeder Serie drei bis vier Szenen analysiert, die aus zumindest zwei Folgen ausgewählt wurden. Die Auswahl der Folgen wurde mittels einer Themenanalyse (Froschauer/Lueger 2003) der Kurzbeschreibung jeder Folge eingeschränkt. Diese Kurzbeschreibungen wurden hinsichtlich der Relevanz des Themas Familie thematisch analysiert. Im nächsten Schritt wurden die in Frage kommenden Folgen vollständig kritisch geprüft und daraus jene Folgen bzw. Szenen ausgewählt, die für die Fragestellungen der Studie relevant waren. Schlussendlich wurden anhand der oben beschriebenen Kriterien insgesamt sechs Serien und daraus 16 Folgen, insgesamt 20 Sequenzen, für die Analyse herangezogen.

Eine der auf Basis der genannten Kriterien ausgewählten Serie (*Phinneas und Ferb*) ist eine Disney-Produktion, die fünf übrigen Serien kommen aus anderen Produktionshäusern (siehe Tabelle 1). Eine ausführliche Darstellung zentraler Merkmale sowie die jeweiligen Analyseeinheiten finden sich in Tabelle 1; inhaltlich können die ausgewählten Serien wie folgt kurz charakterisiert werden:

(a) Serien aus den 1980er Jahren

Dennis: Hauptdarsteller dieser Serie ist der fünfjährige Junge *Dennis*, der mit seinen Eltern *Henry* und *Alice* in einer ruhigen Stadt lebt, wo er seine Umgebung immer wieder ins Chaos stürzt.

Die Jetsons: In dieser Serie ist die zentrale Figur der Vater und Ehemann *George*, ein einfacher Angestellter, der mit seiner Frau *Jane*, seinen beiden Kindern *Judy* und *Elroy* bzw. mit dem Familienhund *Astro* in einer futuristischen Stadt im 21. Jahrhundert lebt.

Teenage Mutant Hero Turtles: Die Hauptfiguren in dieser Serie sind vier mutierte Schildkröten, die mit ihrem Adoptivvater *Sensei Splinter*, einem zur Ratte mutierten Menschen, als Ninjas gegen das Böse in New York kämpfen.

(b) Aktuelle Serien (ausgestrahlt ab 2000 und aktuell, d.h. ab November 2015, zu sehen)

Cosmo und Wanda: Der 9- bzw. 10-jährige *Timmy Turner*, der zusammen mit seinen Eltern lebt, ist die zentrale Figur der Serie. Da diese wenig Zeit für ihn haben und er es oft schwer im Leben hat, bekommt er Hilfe aus der Elfenwelt, die ihm zwei Zauberpaten (*Cosmo* und *Wanda*) zur Seite stellt. Diese erfüllen nicht nur seine Wünsche, sondern betätigen sich auch erzieherisch.

Phineas und Ferb: Die Patchwork-Familie *Flynn-Fletcher* setzt sich zusammen aus den Geschwistern *Phineas* und *Candace* und deren leiblicher Mutter *Linda*, sowie *Lawrence* und seinem Sohn *Ferb*. Die zentralen Ereignisse in der Serie zeigen die beiden Stiefbrüder *Phineas* und *Ferb*, die ihre Ferien mit fantasievollen Abenteuern verbringen, sowie ihre (Stief-)Schwester, die als ihre Gegenspielerin agiert. Schlussendlich vertragen sich die Geschwister aber.

Teenage Mutant Ninja Turtles: Die Serie lehnt sich stark an jene aus den 1980er Jahren an. Eine wichtige Änderung besteht darin, dass der Adoptivvater der vier Turtles nun eine leibliche Tochter hat, die aber bei seinem Erzfeind aufgewachsen ist.

Zur Datenauswertung wurde die hermeneutisch-wissenssoziologische Videoanalyse nach Reichertz und Englert (2011) verwendet, die ausschließlich Handlungen, somit auch Sprech- und Darstellungshandlungen, interpretiert. Analysiert werden zum einen die Handlungen vor der Kamera, also das Geschehen, das mit Hilfe des Bildes aufgezeigt wird. Zum anderen wird auch die Kamerahandlung in die Analyse einbezogen, also der Akt des Zeigens durch die Gestaltung des Bildes. Diese Kategorie wird wiederum unterteilt in die Arbeit der Kamera während und nach der Aufnahme (Reichertz/Englert 2011: 28). Die Auswahl und die Untersuchung des Analysematerials durch die hermeneutisch-wissenssoziologische Videoanalyse wurde anhand der folgenden methodischen Schritte durchgeführt: (1) Durchsicht des Materials und Auswahl des zu analysierenden Videos; (2) Unterteilung des gesamten Videos in Sequenzen; (3) Auswahl der zu analysierenden Sequenz; (4) Inhaltliche Beschreibung der ausgewählten Sequenz; (5) Überblick über die *takes* (und *moves*) der Sequenz; (6) Notation der Sequenz im Notationssystem HANOS, eine Art Feldprotokoll, das sowohl eine Transkription des Bildlichen ins Sprachliche und Symbolische als auch zugleich einen Akt der Interpretation darstellt; (7) Hermeneutische Ausdeutung der Sequenz bzw. von Teilen der Sequenz und Suche nach der zutreffendsten Lesart anhand der Notation und anhand des Videos mit dem Ziel, ein *Muster* unter Hinzuziehung der Fragestellung herauszuarbeiten; (8) Interpretation der Deutung in Hinblick auf die Fragestellung; (9) Verdichtung der Interpretation zu bestimmten Typen in Hinblick auf die Fragestellung (Reichertz/Englert 2011; Englert 2014).

Tabelle 1: Merkmale der analysierten Serien bzw. Folgen und Sequenzen

Serien aus den 1980er Jahren**Dennis** (DIC Entertainment, Atkinson Film-Arts)

Staffel/Episode	Erstausstrahlung (US/D)	Sequenz/Minute
1/1 Streiche am Haus/Das erschütterte Fließband/Denntektiv	22.09.1986/01.01.1989	13/06:19 – 06:45
1/1 Streiche am Haus/Das erschütterte Fließband/Denntektiv	22.09.1986/01.01.1989	21/16:20 – 17:01
1/13 Der Supermarkt/New York im Rausch/Der Detektiv-Detektor	08.10.1986	14/06:18 – 06:59
1/13 Der Supermarkt/New York im Rausch/Der Detektiv-Detektor	08.10.1986	30/16:18 – 16:34

Die Jetsons (Hanna-Babera-Studios)

Staffel/Episode	Erstausstrahlung (US)	Sequenz/Minute
2/21 Der Hochzeitstag	19.01.1985	3/01:03 – 04:09
2/33 Frohe Weihnachten Mr. Spacely	13.04.1985	1/00:00 – 00:56
2/33 Frohe Weihnachten Mr. Spacely	13.04.1985	3/01:03 – 02:32

Teenage Mutant Hero Turtles (Murakami-Wolf-Swenson)

Staffel/Episode	Erstausstrahlung (US/D)	Sequenz/Minute
1/1 Die Grünen kommen	10.12.1987/28.09.1991	9/06:38 – 10:02
3/6 Die Verwandlung	01.10.1988/21.07.1990	4/02:08 – 04:03
3/31 Der Geburtstagsschreck	21.09.1989/12.01.1991	25/20:43 – 21:57

Aktuelle Serien (ausgestrahlt ab 2000 und aktuell ab November 2015 zu sehen)**Cosmo und Wanda** (Nickelodeon, Viacom)

Staffel/Episode	Erstausstrahlung (US/D)	Sequenz/Minute
2/8a Die Super-Eltern	06.09.2002/14.02.2003	2/00:09 – 01:17
4/10a Mama ist die Beste	18.06.2004/09.09.2005	2/00:10 – 01:49
5/1b Gesund – na und?	16.02.2005/21.09.2005	2/00:10 – 01:49

Phineas und Ferb (Walt Disney Television Animation)

Staffel/Episode	Erstausstrahlung (US/D)	Sequenz/Minute
1/15 Der Hochzeitstag	08.03.2008/03.05.2008	2/00:55 – 02:51
1/21a Das Spionage-Trio	12.07.2008/21.07.2008	2/00:55 – 01:32
2/22a Bürgermeister-Festival	06.02.2010/24.05.2010	2/00:55 – 02:00

Teenage Mutant Ninja Turtles (Nickelodeon Animation Studio, Mirage Studios)

Staffel/Episode	Erstausstrahlung (US/D)	Sequenz/Minute
1/1 Der Aufstieg der Turtles (1)	28.09.2012/04.11.2012	3/04:08 – 05:08
1/1 Der Aufstieg der Turtles (1)	28.09.2012/04.11.2012	6/08:15 – 08:50
1/3 Ein Turtle in Rage	06.10.2012/11.11.2012	10/10:32 – 12:44
2/22 Die Rache ist mein	29.06.2014/12.10.2014	18/09:38 – 10:25

5. Ergebnisse

a. Familienbild und Familienstruktur

Hinsichtlich der Vielfalt der dargestellten Familienformen zeigt sich im Verlauf beider Untersuchungszeiträume eine deutliche Veränderung: in den aktuellen Serien ist eine klare Ausdifferenzierung in komplexere Familienformen festzustellen und das in den Serien vermittelte Bild der Familie wurde pluraler. Während sich die untersuchten Zeichentrickserien der 1980er Jahre auf traditionelle Familienbilder stützen und überwiegend zwei Eltern und deren Kind(er) zeigen, gibt es in den aktuellen Zeichentrickserien vermehrt Patchwork-Familien, Adoptivfamilien und Stieffamilien. In der 1980er Jahre-Serie *Teenage Mutant Hero Turtles* wurde zwar eine Adoptivfamilie bzw. ein alleinerziehender

Vater gezeigt, doch auch diese Familienkonstellation wurde in der neueren Fassung aus dem Jahr 2012 differenzierter dargestellt, denn mit der Einführung des Charakters der leiblichen Tochter *Sensei Splinters, Karai/Miwa*, wird auch hier die Familienstruktur komplexer.

Unverändert blieb im gesamten Untersuchungszeitraum die sehr vereinfachte und harmonieorientierte Darstellung der innerfamiliären Beziehungen. Die Beziehungen zwischen den Geschwistern oder die Eltern-Kind-Beziehungen in den analysierten Serien, ob *Die Jetsons* aus den 1980er Jahren oder die aktuelle Serie *Phineas und Ferb*, weisen keine gravierenden Beziehungsprobleme auf. Sie werden, auch wenn es mitunter Streitigkeiten gibt, im Wesentlichen als harmonisch und unkompliziert dargestellt. Dies betrifft unterschiedliche innerfamiliäre Beziehungen wie beispielsweise Stiefvater – Stieftochter, Stiefmutter – Stiefsohn, Stiefschwester – Stiefbruder oder leibliche Tochter – leiblicher Vater. Wenn dennoch kleinere Verstimmungen im Familiensystem auftreten, werden diese als einfach zu lösende Probleme dargestellt, ganz unabhängig von der jeweiligen Familienkonstellation. Dieses harmonische Familienbild zeigt sich beispielsweise in der Serie *Teenage Mutant Ninja Turtles*, als die verlorengegangene leibliche Tochter von *Sensei Splinter* zurückkehrt. Sie wird sofort in den gewachsenen Familienverbund aufgenommen und alle sind zufrieden.

Ein weiterer Aspekt, der in den Serien über den gesamten Erhebungszeitraum hinweg dargestellt wird, ist der Familienwohnsitz, der als ein Raum der Sicherheit konstruiert wird. Dies zeigt sich beispielsweise jeweils am Anfang der Folgen von *Cosmo und Wanda* und *Phineas und Ferb*. Die Einfamilienhäuser der Familien werden als groß, idyllisch, freundlich, einladend und beschützend dargestellt, sie verfügen über weitläufige Gärten, die mit Gartenzäunen begrenzt sind. Ein anderes Beispiel für die Darstellung von Sicherheit zeigt sich, wenn die beiden Stiefbrüder *Phineas und Ferb* in *Folge 15, Sequenz 2, take 2* entspannt nebeneinander im Garten an einem Baum lehnen und zusammen ihre Ferien genießen.

Eine deutliche Veränderung in der Darstellung der Eltern-Kind-Beziehungen besteht darin, dass sich Vater und Mutter, wenn beide vorhanden sind, in den aktuellen Serien mehr Zeit für sich selbst nehmen. Dies zeigt sich beispielsweise in der Serie *Phineas und Ferb*, als die beiden Eltern in *Folge 22a, Sequenz 2, take 17* die Kinder alleine zu Hause lassen und das Bürgermeister-Festival besuchen, wohin die Kinder später alleine nachkommen. Auch die Eltern von *Timmy* in der Serie *Cosmo und Wanda* nehmen sich Zeit für einander und engagieren zu diesem Zweck eine Babysitterin für ihren Sohn.

b. Elterliche Rollen

Mütter

Die Darstellung der Mütter erlebte zwischen beiden untersuchten Dekaden einen deutlichen Wandel. Nicht nur ihr Äußeres (Kleidung), auch das Auftreten und Handeln der dargestellten Mütter hat sich gewandelt. Die Kleidung hat sich der Funktionalität des Alltages angepasst, wodurch die Geschlechterdifferenzierung aufgelockert wurde. Statt Rock und Kleid tragen die Mütter aus den aktuellen Zeichentrickserien Hose und Blazer.

Ein weiterer Bereich, in dem sich das präsentierte Mutterbild geändert hat, zeigt, dass die dargestellten Mütter aus der Privatheit in die Öffentlichkeit getreten sind. In den analysierten Serien aus den 1980er Jahren waren die Mütter ausschließlich für Kind, Ehemann und Haushalt zuständig und wurden nur im privaten Bereich als aktiv dargestellt. So zeigt sich *Alice (Dennis)* gegenüber ihrem Sohn als dominant und aktiv, als dieser ihren Anweisungen in *Folge 1, Sequenz 21* nicht nachkommen will. Auch *Jane (Die Jetsons)* wird als aktiv und dominant dargestellt, als ihr Mann den Hochzeitstag vergisst. Sie nimmt voller Wut den Topf mit dem Abendessen und schüttet den Inhalt ihrem Mann über den Kopf. In der Öffentlichkeit überlassen die Mütter den Vätern den aktiven Part. So gibt der Vater *Henry (Dennis)* in *Folge 13, Sequenz 30* den Kindern die Verhaltensregeln mit, wie sie sich am Strand verhalten sollen. Währenddessen sitzt die Mutter passiv im Hintergrund in der Sonne. Im Gegensatz zu diesen älteren Serien gehen in den untersuchten aktuellen Serien die Mütter ihren eigenen Interessen, wie dem Spielen in einer Band (*Phineas und Ferb*), auch außerhalb der Familie nach. Sie werden auch in der Öffentlichkeit als aktiv und handelnd dargestellt.

Hinsichtlich beruflicher Aktivitäten zeigt sich allerdings, dass in den analysierten aktuellen Zeichentrickserien nur eine Mutter einer Erwerbsarbeit nachgeht, nämlich *Mrs. Turner (Cosmo und Wanda)*. Damit wird zwar eine berufstätige Frau und Mutter gezeigt, aber gleichzeitig wird dieses Mutterbild in der Serie kritisiert. Denn zum einen wird in den Raum gestellt, dass *Mrs. Turner* ihrer Arbeit als Maklerin in erster Linie deshalb nachgeht, weil ihr Ehemann keine gutbezahlte Arbeit hat. Zum anderen wird kritisch darauf hingewiesen, dass sie eine Babysitterin engagiert, die sich während ihrer Berufstätigkeit um ihren Sohn kümmert. Doch diese Erwerbsarbeit bringt für die Mutter große Belastungen mit sich. Dies ist auch der doppelten Entgrenzung, die Arbeitswelt greift auf das Familienleben über und erschwert dieses, geschuldet. Dies zeigt sich beispielsweise in *Folge 15a*. Die Mutter kommt von der Arbeit nach Hause und verwendet ihre letzte Kraft dafür, die Babysitterin zu bezahlen. Unmittelbar danach schläft sie erschöpft neben dem Vater (der ebenfalls von der Arbeit ausgelaugt ist) am Fußboden ein, ohne sich weiter um ihren Sohn kümmern zu können. Ein anderes Bild zeigt sich in der aktuellen Serie *Phineas und Ferb*. Hier ist die Mutter, wie schon in den Zeichentrickserien der 1980er Jahre, nicht berufstätig, sondern widmet sich dem Haushalt und den Kindern, geht aber, wie oben gezeigt, zusätzlich auch eigenen Interessen nach.

Unverändert blieb in den analysierten Zeichentrickserien über die Dekaden hinweg, dass die Mütter in beiden Untersuchungszeiträumen als primäre Bezugsperson der Kinder dargestellt werden. Wenn beispielsweise die Kinder ein Anliegen an die Eltern haben, wenden sie sich an die Mutter, auch wenn der Vater zuerst zugegen ist (*Die Jetsons, Phineas und Ferb*). Ebenfalls über beide Untersuchungszeiträume konstant wird der Haushalt und die damit verbundenen Aufgaben der Mutter zugeschrieben. Die Mütter werden als hauptverantwortlich für Haushaltstätigkeiten gezeigt. Sei es Abwasch, Aufräumen oder die Zubereitung von Mahlzeiten – die Mütter erledigen den Haushalt, während ihre Partner sich diesbezüglich weitestgehend zurückhalten. Das zeigt sich besonders deutlich in *Folge 21a, Sequenz 2, take 9* der Serie *Phineas und Ferb*. Dort bereitet die Mutter im Bildhintergrund die Teller für den Abwasch vor, während ihr Ehemann einstweilen am Esstisch sitzt und sich entspannt. Diese Aufgabenverteilung ist auch beim Doppelkarriere-Paar in der Serie *Cosmo und Wanda* gegeben, wo die Mutter auch

im größten Stress und bei größter Erschöpfung noch die Mahlzeiten für Kind und Ehemann vorbereitet.

Väter

Das Erscheinungsbild der Väter, also ihr Auftreten und ihre äußere Gestalt, wirkt in den untersuchten Zeichentrickserien eher durchschnittlich. Zudem werden sie mit Hang zum Tollpatschigen dargestellt. Sie haben eher schwächliche Körper und in zwei Fällen – nämlich bei *George (Die Jetsons)* und *Sensei Splinter (Turtles 80er)* – kommt eine geringe Körpergröße hinzu, wobei *Sensei Splinter* sogar kleiner ist als seine vier Söhne. Die Väter sind überdies nicht mit biologisch *männlichen* Attributen ausgestattet. Sie haben weder Bart noch Muskeln oder *männlichen* Körperbau. Der einzige Vater, der ein heroisches und sogar leicht angsteinflößendes Erscheinungsbild hat, ist der in der aktuellen *Turtle-Serie*, die seit 2012 läuft, körperlich groß dargestellte *Sensei Splinter*. Es zeigt sich, dass sich das Vaterbild in den aktuellen Zeichentrickserien nicht gravierend von jenem aus den 1980er Jahren unterscheidet.

In jenen vier Serien aus den 1980er und aus den 2000er Jahren, in denen sowohl Vater als auch Mutter vorhanden sind (*Dennis, Die Jetsons, Cosmo und Wanda, Phineas und Ferb*), wird der Vater primär als Ernährer der Familie gezeigt. Die Väter sind in allen Serien berufstätig. Auch hinsichtlich der Vater-Kind-Beziehung zeigen sich kaum Veränderungen im Zeitverlauf. Die dargestellten Väter versuchen, ihre Zuneigung zu den Kindern mit freundschaftlichen Gesten zu zeigen und nehmen eher die Rolle eines Freundes als jene einer Autoritätsperson ein. Dies zeigt sich sowohl in der 1980er Serie *Die Jetsons*, in *Sequenz 3 der Folge 21, take 44*, wo der Vater seinen Sohn um Rat bittet, wie er sich gegenüber seiner Frau verhalten soll, als auch in der aktuellen Serie *Phineas und Ferb*, wo der Vater seine Kinder um Rat bei der Lösung seiner Eheprobleme ersucht. Obwohl hier Elemente einer freundschaftlichen Beziehung gezeigt werden, steht allerdings die emotional enge Beziehung zwischen Vätern und Kindern im Vordergrund.

Mit den Vätern *Henry* aus der Serie *Dennis* und *Sensei Splinter* bei den *Turtles* werden zwei Väter dargestellt, deren Beziehungen zu ihren Kindern auch Elemente von Macht und Kontrolle beinhalten. Beide haben permanent die Befürchtung, dass ihre Kinder leichtsinnig handeln bzw. dass ihnen etwas zustoßen könnte. Deswegen versuchen sie, die Situationen, in die ihre Söhne kommen, so gut wie möglich zu kontrollieren bzw. zu überwachen. Insbesondere fühlen sich diese Väter für ihre Söhne in der Öffentlichkeit verantwortlich, denn der Vater vertritt – so ihre Annahme – die Familie und das Ansehen der Familie nach außen, wodurch das Verhalten der Kinder letztlich auf die Väter zurückfällt. Doch auch diese beiden Väter zeigen Gesten der Liebe und Freundschaft ihren Kindern gegenüber.

c) Familienleben und Herstellung von Familie

In den analysierten Serien werden in beiden Untersuchungszeiträumen im Wesentlichen drei Praktiken zur Herstellung von Familie dargestellt: Gemeinsame Mahlzeiten, Erzählungen aus der Vergangenheit sowie Familienfeste.

- (1) Der Kristallisationspunkt in der Darstellung des Familienlebens, sowohl in den analysierten Serien der 1980er Jahre als auch in den aktuellen Zeichentrickserien, ist der Esstisch mit den damit verbundenen gemeinsamen Mahlzeiten und den Vor- bzw. Nachbereitungen. Die Familien nützen die Mahlzeiten, um zu diskutieren, zu interagieren und familialen Zusammenhang herzustellen. In den Zeichentrickserien wird dargestellt, wie die Familienmitglieder sich untereinander austauschen und Interesse am Leben der anderen zeigen. Das gemeinsame Essen und das Zusammenfinden der Familie bei der Mahlzeit stiften Gemeinsamkeit und haben einen hohen Stellenwert für die dargestellten Familien.
- (2) Ein weiterer Aspekt, der sich in den analysierten Zeichentrickserien als wichtiges Merkmal für die Herstellung von Familie und Nutzung der gemeinsamen Familienzeit herauskristallisierte, sind Erzählungen der Eltern aus der Vergangenheit der Familie. Die Geschichten beinhalten unter anderem den ersten Kuss der Eltern, Verabredungen der Eltern oder auch die Entstehungsgeschichte der Familie, wobei diese Erzählungen in den *Turtle-Serien* der 1980er Jahre deutliche Aspekte des *Displaying Family* enthalten. So erzählt *Sensei Splinter* in *Folge 1, Sequenz 9, take 15* der neu gewonnenen Freundin April, wie er und seine Söhne zusammengefunden haben und versucht dadurch, seine Familie nach außen zu legitimieren. Hingegen wird in der aktuellen *Turtle-Serie*, als *Sensei Splinter* von seinen Kindern aufgefordert wird, die Geschichte wieder einmal zu erzählen, diese dazu verwendet, um Gefühle der Gemeinsamkeit und *We-ness* herzustellen.
- (3) Familienzeit wird auch dazu genutzt, um gemeinsam Feste zu feiern. Ein Großteil der analysierten Serien enthält Darstellungen von Familienfesten wie Hochzeitstage, Weihnachten oder Geburtstagsfeiern. So wird in den Serien *Die Jetsons* und *Phineas und Ferb* der Hochzeitstag der Eltern zum Anlass genommen, dass sich die ganze Familie an den Feierlichkeiten beteiligt. Das Ritual des Feierns führt zu einer Stärkung der Solidarität der einzelnen Familienmitglieder.

Die beschriebenen permanenten Leistungen der Familienmitglieder zur Herstellung von Familie werden mit der Entgrenzung von Arbeits- und Familienwelt, die auch in den Zeichentrickserien gezeigt wird, in Zusammenhang gebracht. Durch die Analyse wird deutlich, dass erste Anzeichen der Entgrenzung – ausgehend von den Vätern – bereits in den Zeichentrickserien der 1980er Jahre gezeigt wurden. In der Serie *Die Jetsons* muss der Vater zu Weihnachten und am Wochenende arbeiten und kann so nicht am Familienleben teilhaben. Auch in der Serie *Dennis* kollidiert die Arbeitszeit des Vaters mit der Familienzeit. Besonders stark sind die Auswirkungen der doppelten Entgrenzung in der aktuellen Serie *Cosmo und Wanda* erkennbar. Hier betreffen die Probleme nicht allein den Vater, sondern auch die Mutter muss sich intensiv mit Entgrenzungsprozessen auseinandersetzen. Die Arbeitswelt breitet sich sichtbar im privaten Bereich der Familie aus. So werden durch die Arbeitszeiten der Eltern das Ritual des gemeinsamen Mahles, Familienaktivitäten wie Ausflüge, aber auch die Kommunikation zwischen Eltern und Kind beeinträchtigt. Ein besonders plastisches Beispiel zum Thema doppelte Entgrenzung zeigt sich in der Serie *Cosmo und Wanda, Folge 15a*. In *take 2* sieht man Vater und Mutter im Bett liegen, beide tragen noch ihre Arbeitskleidung und können sich auch im Schlaf nicht von der Arbeit trennen, der Vater tippt noch, während er schläft, auf einer Rechenmaschine. Ein weiterer Aspekt der Entgrenzung wird in *take 5* gezeigt. *Timmy*, der Sohn, sitzt alleine in der

Küche und macht seine Hausaufgaben. Dann stürmen plötzlich die Eltern in die Küche, weil sie schon zu spät zur Arbeit kommen. *Timmy* fragt seine Eltern, ob sie seine Hausaufgaben kontrollieren könnten, aber die Eltern haben dafür keine Zeit. Ihre Erwerbstätigkeit erlaubt es ihnen nicht, sich in Ruhe mit ihrem Sohn an den Frühstückstisch zu setzen und sich mit ihm zu beschäftigen. Dadurch werden Rituale verhindert, welche eine Familie stärken könnten. Im weiteren Verlauf dieser Sequenz sieht man dann die Eltern von der Arbeit nach Hause kommen. In *take 19* läuft *Timmy* zu seinen Eltern und will ihnen erzählen, was er an diesem Tag erlebt hat, aber die Eltern sind von der Arbeit so erschöpft, dass sie gleich am Boden liegend eingeschlafen sind. Hier verhindert die Erwerbstätigkeit auch das Ritual des gemeinsamen Abendessens und dadurch den Austausch zwischen den Familienmitgliedern, der für die Herstellung von Familie notwendig ist. Zudem werden in dieser Zeichentrickserie keine Strategien, wie zum Beispiel entsprechendes Zeitmanagement oder Abgrenzungsmechanismen, gezeigt, die der Familie in der Serie hilft, dieser Entgrenzung entgegenwirken zu können. Zum Ausgleich dafür, dass seine leiblichen Eltern keine Zeit für ihn haben, bekommt *Timmy* Hilfe aus der *Elfenwelt* in Form von zwei Zauberpaten, die sich um ihn kümmern, ihm Wünsche erfüllen, aber mitunter auch erzieherische Maßnahmen tätigen. So sprechen sie mit ihm bzw. kümmern sie sich in *Folge 15a, Sequenz 2, take 10* um *Timmy*, als seine Eltern beim Frühstück keine Zeit für ihn aufbringen. Das Auftauchen der Elfen kann zudem als ein Zeichen der De-Standardisierungs- bzw. der Individualisierungstendenzen des Familienlebens angesehen und in weiterer Folge auch als Vereinsamung oder sogar Vernachlässigung des Kindes interpretiert werden (Majors 2013).

Im Gegensatz zu den Ergebnissen der Serie *Cosmo und Wanda* zeigt die Analyse der aktuellen Disney-Serie *Phineas und Ferb*, dass das Thema Entgrenzung der Familien- und Arbeitssphären in dieser Serie nicht behandelt wird. Dies kann durch die traditionelle Rollenteilung der Familie *Flynn-Fletcher* erklärt werden: Auf die Berufstätigkeit der Mutter wird bewusst verzichtet, da das Einkommen des Vaters, der einen Studienabschluss hat und ein Antiquitätengeschäft besitzt, ausreichend hoch ist. Dadurch wird die Mutter in den privaten Bereich verwiesen und trotz der positiv dargestellten Patchwork-Familie ein sehr traditionelles Familienbild gezeigt.

6. Zusammenfassung

Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, dass in den analysierten aktuellen Serien eine Pluralisierung von Familienformen abgebildet wird. Hinsichtlich des elterlichen Rollenbildes vollzog sich zwar eine tendenzielle Auflockerung der dargestellten Geschlechterrollen. Diese ähneln in den Serien aber immer noch stark dem Male-Breadwinner-Modell wie im „Goldenen Zeitalter“ der bürgerlichen Familie zwischen Mitte 1950 und Ende 1960: Die Mutter ist hauptsächlich für die Kinder verantwortlich, der Vater überwiegend für den materiellen Erhalt der Familie (siehe auch Mintz 2002, Meuser 2012).

Veränderungen in den präsentierten Rollenbildern zeigen sich vor allem hinsichtlich der Mutterrolle. Die dargestellten Mütter konzentrieren sich in den aktuellen Serien nicht mehr ausschließlich auf die Familie, sondern nehmen wie auch die Väter eine aktive Rolle im öffentlichen Leben ein. Dieses Ergebnis steht in Übereinstimmung mit anderen Unter-

suchungen und verweist auf den Trend der Ent-Traditionalisierung von Familien (Towbin et al. 2003; Nagy 2010; Jurczyk 2018). Dennoch werden die dargestellten Mütter über beide Untersuchungszeiträume hinweg als primäre Bezugspersonen ihrer Kinder und hauptsächlich Verantwortliche für Haushaltstätigkeiten präsentiert.

In der Darstellung von Vätern zeigen sich über die beiden Untersuchungszeiträume nur moderate Veränderungen. Väter werden vorwiegend als moderne Ernährer dargestellt, welche wie im traditionellen Vaterbild die Rolle des Ernährers einnehmen, zusätzlich aber mehr Zeit mit der Familie verbringen und gegenüber ihren Kindern die Rolle des Spielkameraden haben (Meuser 2012). Die steigende Diskontinuität der Erwerbsbiographie auch für Männer (Crespi/Ruspini 2016, Jurczyk 2018) zeigt sich lediglich in der Person von *Mr. Turner* (aus *Cosmo und Wanda*). Das in der Analyse herausgearbeitete Vaterbild beim Vorhandensein einer Mutter, aber auch das Bild des alleinerziehenden Vaters, der vermehrt als mütterlich konnotierte Rollenanteile übernimmt, steht in Einklang mit anderen Studien (Tanner et al. 2003; Brydon 2009; Åstrom 2015).

Zusammenfassend wird damit Kindern in aktuellen Zeichentrickserien ein ähnliches Familienbild vermittelt wie bereits in den 1980er Jahren. Die Kernfamilie mit traditionellen Rollenzuschreibungen wird so den Kindern durch das Fernsehen nähergebracht und kann dadurch auch von ihnen – als Idealbild oder Vergleichsfolie – verinnerlicht werden. Damit liefert diese Studie einen Beitrag zur Forschung über Familienbilder, welche vielfach auf eine weiter bestehende normative Orientierung am Idealbild der Kernfamilie hingewiesen hat (Zartler 2012, 2014, 2018; Schneider et al. 2015).

Hinsichtlich der Darstellung des Familienlebens konnte diese Studie neue Ergebnisse herausarbeiten und zeigen, dass in den analysierten Serien das Ritual der gemeinsamen Mahlzeit die zentrale Aktivität darstellt, in der Gemeinsamkeit nicht nur durch das Essen, sondern im Speziellen durch die in diesem Rahmen stattfindenden Unterhaltungen erzeugt wird (Keppler 1999). Hier werden die individuellen Erlebnisse der einzelnen Familienmitglieder zusammengeführt und besprochen. Die wechselseitige Bezugnahme aufeinander erzeugt eine emotionale Verbindung und ein *We-ness-Gefühl* (Hagen-Demczyk 2006; Jurczyk 2018).

Neues zeigt die Analyse auch hinsichtlich der *doppelten Entgrenzung*. Familie und Erwerbsarbeit werden in den analysierten Zeichentrickserien nicht als eindeutig getrennte Sphären dargestellt, was auf den gesteigerten Aufwand der Herstellung des Familienlebens im Zuge fortschreitender Entgrenzungsprozesse verweist. Bereits in den Serien aus den 1980er Jahren werden Entgrenzungsprozesse gezeigt, diese beziehen sich allerdings ausschließlich auf Väter. In den aktuellen Serien sind es sowohl Väter als auch Mütter, welche von Entgrenzungsprozessen betroffen sind. Deutlich zeigt sich, dass, wenn beide Elternteile einer Erwerbsarbeit nachgehen, die Herstellung des Familienlebens als wesentlich aufwändiger dargestellt wird bzw. die gezeigten Auswirkungen der Entgrenzung auf das Familienleben größer erscheinen. Die zunehmende Darstellung von Entgrenzungsprozessen in den analysierten Zeichentrickserien kann damit erklärt werden, dass diese im Laufe der 1980er Jahre eingesetzt und sich bis zum heutigen Tag ausgeweitet haben (Schier/Jurczyk 2007; Jurczyk 2014).

Zusammenfassend zeigt sich deutlich, dass Kinder durch die Zeichentrickfamilien in ihren Lieblingsserien nicht nur mit dem fortdauernden Idealbild der Kernfamilie konfrontiert werden, sondern auch mit den Auswirkungen der Entgrenzung von Erwerbsar-

beit und Familienleben. Künftige Forschungsarbeiten könnten die hier herausgearbeiteten Ergebnisse durch die systematische Untersuchung anderer Serien ergänzen oder – querschnittlich und ohne den Anspruch eines Vergleichs über einen längeren Zeitraum – aktuell neu hinzugekommene Serien analysieren. Ebenfalls lohnend erschiene eine Ausweitung um weitere familiensoziologisch relevante Themen und ihre Darstellung in Zeichentrickserien, wie beispielsweise andere innerfamiliäre Beziehungen (z.B. Geschwisterbeziehungen, Großeltern-Enkelkind-Beziehungen) oder die Konstruktion der jungen Hauptdarsteller(innen) selbst und ihr eigenes Agieren im Familienkontext.

Anmerkung

Als Grundlage für diesen Beitrag diente die Masterarbeit von Christopher Studeny (2018): Die animierte Familie in Zeichentrickserien (online verfügbar unter: <http://othes.univie.ac.at/45279/>), die durch Christopher Studeny und Ulrike Zartler zur Veröffentlichung als Zeitschriftenbeitrag bearbeitet wurde.

Literatur

- Abels, H. & König, A. (2016). *Sozialisation. Über die Vermittlung von Gesellschaft und Individuum und die Bedingungen von Identität*. 2. Auflage, Wiesbaden: Springer VS (2. Auflage).
- Åström, B. (2015). Postfeminist fatherhood in the animated feature films *Chicken Little* and *Cloudy with a Chance of Meatballs*. *Journal of Children and Media*, 9, 3, S. 294-307. <https://doi.org/10.1080/17482798.2015.1048145>.
- Balraj, B. & Gopal, K. (2013). The construction of family in selected Disney animated films. *International Journal of Humanities and Social Science*, 3, 11, S. 119-121. <https://www.cabdirect.org/cabdirect/abstract/20143022838>.
- Baker, K. & Raney A.A. (2007). Equally super? Gender-role stereotyping of superheroes in children's animated programs. *Mass Communication and Society*, 10, 1, S. 25-41. <https://doi.org/10.1080/15205430709337003>.
- Bleicher, J. (1999). *Fernsehen als Mythos: Poetik eines narrativen Erkenntnisystems*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- BKA [Bundeskanzleramt] (2014). *Medien in Österreich*. Wien: Bundeskanzleramt. <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/dokumente-bundeskanzleramt>.
- Bonfadelli, H. (2004). *Medienwirkungsforschung I. Grundlagen*. Konstanz: UVK (3. Auflage).
- Brydon, S. (2009). Men at the heart of mothering: Finding mother in Finding Nemo. *Journal of Gender Studies*, 18, 2, S. 131-146. <https://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1080/09589230902812448>.
- Crespi, I., & Ruspini, E. (Hsg.) (2016). *Balancing work and family in a changing society: The fathers' perspective*. London: Palgrave Macmillan.
- Davis, S. N. (2003). Sex stereotypes in commercials targeted toward children: A content analysis. *Sociological Spectrum*, 23, 4, S. 407-424. <https://doi.org/10.1080/02732170309220>.
- Dermott, E., & Seymour, J. (Hrg.) (2011). *Displaying families: A new concept for the sociology of family life*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Douglas, W. (2003). *Television families: Is something wrong in suburbia?* Mahwah: Erlbaum.
- Englert, C.J. (2014). Do It Yourself. Die hermeneutisch-wissenschaftssoziologische Videoanalyse. In: Moritz, C. (Hrg.), *Transkription von Video- und Filmdaten in der Qualitativen Sozialforschung. Multidisziplinäre Annäherungen an einen komplexen Datentypus*. Wiesbaden: Springer VS, S. 73-102.
- Feierabend, S. & Klingler, W. (2015). Was Kinder sehen. Eine Analyse der Fernsehnutzung 3- bis 13-jähriger 2014. *Media Perspektiven*, 4, S. 174-185. <http://www.ard-werbung.de/media-perspektiven/fachzeitschrift/2016/artikel/was-kinder-sehen-19/>.

- Feierabend, S. & Kahl, A. (2017). Was Kinder sehen. Eine Analyse der Fernsehnutzung 3- bis 13-jähriger 2016. *Media Perspektiven*, 4, S. 216-227.
<http://www.ard-werbung.de/media-perspektiven/fachzeitschrift/2017/artikel/was-kinder-sehen-20/>.
- Fraustino, L. (2015). "Nearly everybody gets twitterpated": The Disney version of mothering. *Children's Literature in Education*, 46, 2, S. 127-144.
<https://link.springer.com/article/10.1007%2Fs10583-015-9250-6>.
- Froschauer, U. & Lueger, M. (2003). *Das qualitative Interview*. Wien: WUV.
- Finch, J. (2007). Displaying families. *Sociology*, 41, 1, S. 5-81.
- Gerding, A. & Signorielli, N. (2014). Gender roles in tween television programming: A content analysis of two genres. *Sex Roles*, 70, 1, S. 43-56.
<https://link.springer.com/article/10.1007/s11199-013-0330-z>.
- Gildemeister, R. (2010). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: R. Becker & Kortendiek, B. (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 137-145 (3. Auflage).
- Hagen-Demszky von der, A. (2006). *Familiale Bildungswelten. Theoretische Perspektiven und empirische Explorationen. Materialien zum Thema Familie und Bildung I*. München: Deutsches Jugendinstitut e. V., Abteilung Familie.
https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/359_7486_Hagen_Demszky_Familiale_Bildungswelten.pdf.
- Hannover, I. & Birkenstock A. (2005). *Familienbilder im Fernsehen. Familienbilder und Familienhelden in fiktionalen und nichtfiktionalen Fernsehsendungen*. Köln: BMFSFJ.
<https://www.bmfsfj.de/blob/76448/31739345922b5171947467f5efb272a4/tv-familienbilder-data.pdf>.
- Heaphy, B. (2007). *Late modernity and social change. Reconstructing social and personal life*. London: Routledge.
- Holcomb, J., Latham, K. & Fernandez-Baca, D. (2015). Who cares for the kids? Caregiving and parenting in Disney films. *Journal of Family Issues*, 36, 14, S. 1957-1981.
<https://doi.org/10.1177/0192513X13511250>.
- Hovdestad, W., Hubka, D. & Tonmyr, L. (2009). Unwanted personal contact and risky situations in ten Disney animated feature films. *Child Abuse Review*, 18, 2, S. 111-126.
<https://doi.org/10.1002/car.1061>.
- Hubka, D., Hovdestad, W. & Tonmyr, L. (2009). Child maltreatment in Disney animated feature films: 1937-2006. *The Social Science Journal*, 46, 3, S. 427-441.
<https://doi.org/10.1016/j.soscij.2009.03.001>.
- Hurrelmann, K. (2002). *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim & Basel: Beltz
- Jurczyk, K. (2018). Familie als Herstellungsleistung. Elternschaft als Überforderung?. In: Jergus, K., Krüger, J. O. & Roch, A. (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 143-165.
- Jurczyk, K. (2014). Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften. In: Steinbach, A., Henning, M. & Becker, O. (Hrsg.), *Familie im Fokus der Wissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 117-138.
- Jurczyk, K., Lange, A. & Thiessen, B. (2014). *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim: Beltz & Juventa.
- Jurczyk, K., Keddi, B., Lange, A. & Zerle, C. (2009). Zur Herstellung von Familie. Wie sich die Alltagspraxis von Vätern, Müttern und Kindern erforschen lässt – ein Werkstattbericht: *DJI Bulletin*, Vol. 88, Bulletin Plus, S. I-VIII.
https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bulletin/d_bull_d/bull88_d/DJIB_88.pdf.
- Jurczyk, K., Schier, M., Szymenderski, P., Lange, A. & Voß, G. (2009). *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin: edition sigma.
- Keppler, A. (1999). *Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Keys, J. (2016). Doc McStuffins and Dora the Explorer: representations of gender, race, and class in US animation. *Journal of Children and Media*, 10, 3, S. 355-368.
<https://doi.org/10.1080/17482798.2015.1127835>.
- KIM-Studie 2016 (2017). *Kinder, Internet, Medien. Basisstudie zum Medienumgang 6- bis 13- Jähriger in Deutschland*. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest.
https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2016/KIM_2016_Web-PDF.pdf.
- Majors, K. (2013). Children's perceptions of their imaginary companions and the purposes they serve: An exploratory study in the United Kingdom. *Childhood*, 20, 4, S. 550-565.
<https://doi.org/10.1177/0907568213476899>.
- Media Perspektiven Basisdaten (2016). *Daten zur Mediensituation in Deutschland 2016*. Frankfurt am Main: ASS. <http://www.ard-werbung.de/media-perspektiven/basisdaten/>.
- Meuser, M. (2012). Vaterschaft im Wandel. Herausforderungen, Optionen, Ambivalenzen. In: Böllert, K. & Peter, C. (Hrsg.), *Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 63-80.
- Mintz, S. (2002). Mütter und Väter in Amerika: Ein Blick zurück. In: Fthenakis, W. & Textor M. (Hrsg.), *Mutterschaft, Vaterschaft*. Weinheim & Basel: Beltz Verlag, S. 6-25.
- Morgan, D. (2011). *Rethinking family practices*. Basingstoke: Macmillan.
- Nagy, V. (2009). Motherhood, stereotypes, and South Park. *Women's Studies*, 39, 1, S. 1-17.
<https://doi.org/10.1080/00497870903368948>.
- Reichertz, J. & Englert, C.J. (2011). *Einführung in die qualitative Videoanalyse. Eine hermeneutisch-wissenschaftssoziologische Fallanalyse*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schier, M. & Jurczyk, K. (2007). Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 34, S. 10-17. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-201763>.
- Schneider, B. (1995). *Cowabunga. Zur Darstellung von Konflikten und ihren Lösungen in Zeichentrickserien. Eine Inhaltsanalyse*. Münster & New York: Waxmann Verlag.
- Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich,
- Schuegraf, M. (2014). Medienkonvergenz und Celebritys im Kinderalter. In: Tillmann, A., Fleischer, S. & Hugger, K. (Hrsg.), *Handbuch Kinder und Medien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 337-350.
- Signer Widmer, S. (2013). Qualität im Kinderfernsehen. *Beurteilung von Programmqualität am Beispiel des Schweizer Kinderfernsehens*. Wiesbaden: Springer VS.
- Streff, M. & Dundes, L. (2017a). Frozen in time: How Disney gender-stereotypes Its most powerful princess. *Social Sciences*, 6, 2, S. 1-10. <https://doi.org/10.3390/socsci6020038>.
- Streff, M. & Dundes, L. (2017b). From shapeshifter to lava monster: Gender stereotypes in Disney's Moana. *Social Sciences*, 6, 2, S. 91-115. <https://doi.org/10.3390/socsci6030091>.
- Tanner, L., Haddock, S., Zimmerman, T. & Lund, L. (2003). Images of couples and families in Disney feature-length animated films. *The American Journal of Family Therapy*, 3, 5, S. 355-373.
<https://doi.org/10.1080/01926180390223987>.
- Thompson, T. & Zerbinos, L. (1995). Gender roles in animated cartoons: Has the picture changed in 20 years? *Sex Roles*, 32, 9, S. 651-673. <https://link.springer.com/article/10.1007/BF01544217>.
- Towbin, M., Haddock, S., Schindler Zimmerman, T., Lund, L. & Tanner, L. (2003). Images of gender, Race, age, and sexual orientation in Disney feature-length animated films. *Journal of Feminist Family Therapy*, 15, 4, S. 19-44. https://www.tandfonline.com/doi/pdf/10.1300/J086v15n04_02.
- Vollberg, S. (1998). *Kultur im europäischen Fernsehen. Geschichte, Präsentation und Funktion von Kulturmagazinen*. Wiesbaden: DUV.
- Vollbrecht, Ralf. (2014). Mediensozialisation. In: Tillmann, A., Fleischer, S. & Hugger, K. (Hrsg.), *Handbuch Kinder und Medien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 115-124.
- Wegener, C. (2008). *Medien, Aneignung und Identität: „Stars“ im Alltag jugendlicher Fans*. Wiesbaden: Springer VS.

- Weis, G. (2007). FAQ's zum Thema ORF. Was Sie immer schon über den ORF wissen wollten. In: Filzmaier, P., Plaikner, P. & Duffek, A. (Hrsg.), *Mediendemokratie Österreich*. Wien: Böhlau Verlag, S. 103-118.
- West, C. & Zimmermann, D. H. (1987). Doing gender. *Gender and Society*, 1, 2, S. 125-151. <https://www.jstor.org/stable/189945>.
- Zartler, U. (2012). Die Kernfamilie als Ideal. Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 24, 1, S. 67-84. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-384612>.
- Zartler, U. (2014). How to deal with moral tales. Constructions and strategies of single-parent families. *Journal of Marriage and Family*, 76, 3, S. 604-619. <https://doi.org/10.1111/jomf.12116>.
- Zartler, U. (2018). How children see their families. In: Lange, A., Reiter, H., Schutter, S. & Steiner, C. (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie*. Wiesbaden: Springer VS. S. 543-552.
- Zurcher, J. D., Webb, S. M. & Robinson T. (2018) The portrayal of families across generations in Disney animated films. *Social Sciences*, 7, 3, S. 1-16. <https://doi.org/10.3390/socsci7030047>.

Eingereicht am/Submitted on: 09.08.2017

Angenommen am/Accepted on: 24.05.2018

Adressen der Autoren:

Christopher Studeny, M.A.

Franz Liszt-Straße 26

2070 Retz

Österreich/Austria

E-Mail/Email: christopher_studeny@gmx.at

Prof. Dr. Ulrike Zartler

Universität Wien, Institut für Soziologie

Rooseveltplatz 2

1090 Wien

Österreich/Austria

E-Mail/Email: ulrike.zartler@univie.ac.at

Anne-Kristin Kuhnt, Eva Depenbrock & Sabrina Unkelbach

Reproduktionsmedizin und Familiengründung – Potentiale sozialwissenschaftlicher Datensätze in Deutschland

Reproductive medicine and family formation – Potentials of social science data sets in Germany

Zusammenfassung:

Trotz medialer Dauerpräsenz des Themas „Reproduktionsmedizin“ ist die Faktenlage für Deutschland noch defizitär. Der vorliegende Beitrag konzentriert sich daher auf die Analysepotentiale sozialwissenschaftlicher Datensätze hinsichtlich der Verbreitung von Wissen zu und der Nutzung von Reproduktionsmedizin in Deutschland. Zusätzlich werden Hintergrundinformationen zu gesellschaftlicher Akzeptanz und reproduktionsmedizinischer Infrastruktur in Deutschland präsentiert. Ergänzend dazu wird auf die rechtlichen und finanziellen Rahmenbedingungen reproduktionsmedizinischer Behandlungen in Deutschland eingegangen. Als Ergebnis der Potentialanalyse lässt sich festhalten, dass nur wenige sozialwissenschaftliche Studien explizit Fragen zur Nutzung von Reproduktionsmedizin beinhalten. Fragen zum Wissen über Reproduktionsmedizin sowie Einstellungsfragen zur potentiellen Nutzung sind deutlich weiter verbreitet. Als ursächlich für die Defizite im Wissen über die Nutzung von Reproduktionsmedizin in Deutschland zeigen sich die Hürden in der Datenerhebung, die mit dem sensiblen Forschungsfeld einhergehen.

Schlagworte: Reproduktionsmedizin, Assistierte Reproduktionstechniken, Datensatzpotentiale, Deutschland

Abstract:

Media is reporting on a regular basis about reproductive technologies in Germany, but the state of facts is adverse. Thus, this paper focuses on analysing potentials of social science data sets regarding the spread of knowledge about and the use of reproductive medicine in Germany. This overview is complemented by current legal and financial framework conditions that are important for Germany. As a central finding of this analysis of potentials, we state a lack of data sets that address explicit questions regarding the use of reproductive medicine. Questions about the knowledge about reproductive medicine and regarding the hypothetical use of it are more widespread. The cause of ascertained shortcomings regarding the use of reproductive technologies in Germany are the obstacles in terms of data collection with respect to such a sensitive research topic.

Key words: reproductive medicine, assisted reproductive technologies, analysing potentials of data sets, Germany

1. Einleitung

Trotz medialer Dauerpräsenz des Themenbereichs „Reproduktionsmedizin“ ist die Faktenlage für Deutschland, anders als in anderen Ländern wie bspw. den USA oder Großbritannien, noch als defizitär zu bezeichnen. Dies gilt sowohl für Forschungsergebnisse zur Verbreitung und Nutzung von Reproduktionsmedizin in Deutschland als auch für sozialstrukturell differenzierte Betrachtungen der Zielgruppe. Die Frage ist, ob dieser Umstand auf eine fehlende Datengrundlage zurückzuführen ist oder das Thema „Reproduktionsmedizin“ bisher ein blinder Fleck in der Forschungslandschaft war. Um diese Frage beantworten zu können, werden in diesem Beitrag sozialwissenschaftliche Datensätze mit regionalem Bezug zu Deutschland gesichtet und ihr Analysepotential in Bezug auf das Thema „Reproduktionsmedizin“ bewertet. Sollten Fragen zu diesem Themenkomplex in den Datensätzen grundsätzlich fehlen, geben die technischen und gesellschaftlichen Veränderungen Anlass für eine inhaltliche Erweiterung sozialwissenschaftlicher Datensätze um das Themenfeld „Reproduktionsmedizin“. Zum einen steigen die Zahlen zur Nutzung reproduktionsmedizinischer Behandlungen seit Jahren an (DIR 2016). Zum anderen lässt die seit Dekaden kontinuierliche Steigerung des Erstgeburtenalters von Frauen auf mittlerweile 30 Jahre (Destatis 2016) den Schluss zu, dass die Nutzungszahlen reproduktionsmedizinischer Behandlungen zukünftig weiter ansteigen werden, da mit zunehmendem Alter die Fekundität von Frauen wie Männern abnimmt (Levine et al. 2017). Dennoch fehlen bislang grundlegende Informationen über die Personen, die reproduktionsmedizinische Maßnahmen in Anspruch nehmen, fast vollständig in der deutschen Forschungslandschaft (Ausnahme z.B. Passet-Wittig 2017). Diese Informationen sind jedoch notwendig, um aus medizinischer Perspektive die Beratung und Aufklärung auf die tatsächliche Zielgruppe abstimmen zu können. Darüber hinaus stellen Informationen zu den Nutzer*innen eine Voraussetzung dar, um individuelle und gesellschaftliche Konsequenzen der Nutzung von Reproduktionsmedizin abschätzen und ggf. politisch gegensteuern zu können, sollten Aspekte sozialer Ungleichheit offenbar werden. Diese wären bspw. dann gegeben, wenn die Kosten reproduktionsmedizinischer Behandlungen den Zugang regulieren und damit nur sozio-ökonomisch besser gestellte Personen in der Lage sind, sich ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Oder aber, wenn die Nutzung von Reproduktionsmedizin zu gesellschaftlicher Ausgrenzung führt, wenn diese gegenüber Dritten transparent gemacht wird.

Daher konzentriert sich dieser Beitrag explizit auf die Analysepotentiale sozialwissenschaftlicher Datensätze hinsichtlich der Verbreitung von Wissen zu und der Nutzung von Reproduktionsmedizin in Deutschland. Damit stehen die Datensätze und die enthaltenen Frage- und Antwortmöglichkeiten im Zentrum dieser Arbeit. Datensätze mit regionalem Bezug zu anderen Ländern fließen nicht in diese Potentialanalyse ein. Gleichzeitig stellt dieser Beitrag keine Literatur-Review zum Thema „Reproduktionsmedizin in Deutschland“ dar, denn dies wurde bereits an anderer Stelle vorgenommen (siehe u.a. Bockenheimer-Lucius et al. 2008; Maio 2013; Passet-Wittig 2017).

Im Anschluss an diese Einleitung werden in Abschnitt 2 Hintergrundinformationen zur gesellschaftlichen Akzeptanz und zur reproduktionsmedizinischen Infrastruktur in Deutschland präsentiert. Im anschließenden Abschnitt 3 wird ein kurzer Überblick reproduktionsmedizinischer Verfahren und deren rechtliche Bewertung in Deutschland gege-

ben. Die rechtlichen und finanziellen Rahmenbedingungen reproduktionsmedizinischer Verfahren in Deutschland werden in Abschnitt 4 präsentiert. Abschnitt 5 konzentriert sich auf die Darstellung sozialwissenschaftlicher Datensätze, die einen Bezug zu Deutschland haben und Angaben zum Wissen über oder zur Nutzung von Reproduktionsmedizin beinhalten. Ziel dieses Abschnittes ist es, die Analysepotentiale der einzelnen Datensätze zu bewerten. Der Beitrag schließt mit einer Diskussion der Potentiale und einer methodischen Reflexion möglicher Vorgehen zur Datenerhebung im Bereich Reproduktionsmedizin aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive (Abschnitt 6).

2. Hintergrundinformationen zu gesellschaftlicher Akzeptanz und reproduktionsmedizinischer Infrastruktur in Deutschland

Assistierte Reproduktionstechnologien (ART) sind mittlerweile zentraler Bestandteil der Debatte über sinkende Geburtenzahlen, Familienplanung und Familienpolitik in Deutschland, was auf ihre gesellschaftliche Akzeptanz hinweist. Zur gesellschaftlichen Akzeptanz trägt unter anderem der Umstand bei, dass die Freiheit zur Reproduktion als Menschenrecht verankert ist (United Nations 2014) und unfreiwillige Infertilität bzw. Sterilität von der WHO (2017) und dem Bundesgerichtshof (BGH) als Krankheit anerkannt wird.¹ Eine medizinische Behandlung organisch bedingter Sterilität bzw. Infertilität ist damit logische Konsequenz, um diesem Grundrecht auf Reproduktion zu entsprechen.² Dies schließt auch Mütter und Väter ein, die eine Familienerweiterung anstreben, aber von Infertilität betroffen sind. Gleiches gilt für gleichgeschlechtliche Paare und Singles, auch wenn die aktuelle Rechtslage und die Praxis der Kostenerstattung der meisten Krankenkassen in Deutschland erstmal etwas anderes vermuten lassen (ausführlich dazu Abschnitt 4).

Die Verleihung des Nobelpreises für Medizin im Jahr 2010 an Sir Robert Edwards für seine Beiträge zur Entwicklung der In-Vitro-Fertilisation (IVF) dokumentiert einen weiteren Aspekt, der für eine gesellschaftliche Akzeptanz reproduktionsmedizinischer Behandlungen spricht (Steptoe/Edwards 1978). Diese Technologieentwicklung soll infertilen Personen bei der Erfüllung ihres Kinderwunsches helfen und führte im Jahr 1978 zur Geburt von Louise Joy Brown in Großbritannien (Steptoe/Edwards 1978) und wenige Jahre später zur Geburt der ersten „Retortenbabys“ in der BRD im Jahr 1982 (Hoßmann/Sütterlin 2007: 23) und 1984 in der DDR (Revermann/Hüsing 2011: 48). Die Entwicklung reproduktionsmedizinischer Verfahren beschränkt sich jedoch nicht auf die Erfüllung des Kinderwunsches von gegengeschlechtlichen Paaren, auch wenn aufgrund der

1 Das BGH Urteil AZ IV ZR 58/97 vom 12.11.1997 gibt an, dass eine „organisch bedingte Sterilität [...] als regelwidriger Körperzustand, als Krankheit einzuordnen“ ist.

2 Aus medizinischer Perspektive können biologisch bedingte Fertilitätseinschränkungen auf Sterilität eines oder beider Partner (keine erfolgreiche Vereinigung von Samen- und Eizelle) oder Infertilität der Frau (Unfähigkeit ein Kind auszutragen) zurückzuführen sein. Häufig wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur zur Reproduktionsmedizin der Begriff „Infertilität“ synonym für beide Ursachen verwendet. Dieses Vorgehen wird für den vorliegenden Beitrag übernommen. Wenn es ausschließlich um die eine oder andere Fertilitätseinschränkung geht, wird dies im Text explizit benannt.

Rechtslage in Deutschland dieser Eindruck entstehen kann (siehe dazu Abschnitt 4). In anderen Ländern ist der Zugang zur Reproduktionsmedizin für gleichgeschlechtliche Paare deutlich weniger restriktiv, was aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen stärker Rechnung trägt als dies in Deutschland der Fall ist (siehe dazu u.a. Dethloff 2016). Ebenso sind Singles eine mögliche Zielgruppe reproduktionsmedizinischer Behandlungen.

Ein weiteres Indiz für die gesellschaftliche Akzeptanz ist die Ausrichtung der ersten Messe zu reproduktionsmedizinischen Behandlungsmethoden unter dem Titel „Kinderwunsch-Tage“³ im Februar 2017 in Deutschland. Solche Messen waren bisher eher in Ländern wie Großbritannien verbreitet, sind aber mit hohen Besucherzahlen auch in Deutschland auf gesellschaftliche Resonanz gestoßen. Das mediale Echo ist dabei durchaus kritisch ausgefallen, da viele internationale Anbieter auf der Messe vertreten waren. Das Problem ist, dass mit Standorten im Ausland andere rechtliche Regelungen einhergehen, welche Behandlungsmöglichkeiten erlauben (z.B. Transfer einer höheren Embryonenzahl), die in Deutschland untersagt sind, aber die Aussichten auf eine erfolgreiche Behandlung erhöhen können. Gleichwohl können sie mit höheren gesundheitlichen Risiken für die (werdende) Mutter einhergehen (z.B. Mehrlingsschwangerschaften). Die gesundheitlichen Risiken, die mit einer reproduktionsmedizinischen Behandlung einhergehen, sind grundsätzlich nicht zu unterschätzen (ausführlich dazu Revermann/Hüsing 2011). Als ein weiteres Indiz für die gesellschaftliche Relevanz und Akzeptanz von Reproduktionsmedizin ist die Ausweitung von Finanzierungshilfen auf Bundes- und Länderebene zu bewerten (BMFSFJ 2012, 2016a, 2016b), auch wenn der Zugang zu diesen Hilfen sehr voraussetzungsvoll ist (siehe dazu ausführlicher Abschnitt 4). Damit steht dieses Thema nun auch offiziell auf der politischen Agenda.

Deutschland verfügt mit 134 überwiegend privatwirtschaftlich betriebenen Kinderwunschzentren über eine relativ gute reproduktionsmedizinische Infrastruktur (DIR 2016; Stock et al. 2012). Dennoch kann bisher nicht genau ermittelt werden, wie viele Personen reproduktionsmedizinische Behandlungen in Anspruch nehmen. Grundlage zur Ermittlung des prozentualen Anteils nach reproduktionsmedizinischer Behandlung geborener Kinder an allen in Deutschland geborenen Kindern ist bisher das Deutsche In-vitro-Fertilisations-Register (DIR). Dieses basiert jedoch auf einer freiwilligen Erfassung von Angaben aus Kinderwunschzentren in Deutschland seit dem Jahr 1995. Eine verpflichtende Angabe aller Behandlungen (und deren Erfolg) besteht nicht. Damit unterscheidet sich das DIR grundlegend von anderen Ländern wie bspw. Dänemark, Frankreich oder den Niederlanden, wo eine Meldepflicht besteht (Deutscher Bundestag 2010). Die fehlende Meldepflicht bedeutet auch, dass Behandlungen, die im Ausland durchgeführt wurden, nicht im DIR verzeichnet sind. Alle bisherigen Angaben zum Anteil von Geburten nach reproduktionsmedizinischer Behandlung sind also Näherungswerte. Dies gilt auch für die Zahl von 20.880 Kindern, die laut DIR (DIR 2017: 41) im Jahr 2015 nach reproduktionsmedizinischen Behandlungen geboren wurden und entsprechend einen Anteil von 2,8%⁴ an allen Lebendgeburten des Jahres 2015 ausmachen. Ein Anteil, der im Vergleich zu anderen europäischen Ländern relativ gering ausfällt (Ferraretti et al. 2013). Im Ausland

3 <http://www.kinderwunsch-tage.de/>

4 $(\text{Lebendgeburten nach IVF } (20.880) * 100) / \text{Lebendgeburten Deutschland } (737.575) = 2,831\%$

durchgeführte Behandlungen würden diesen Anteil sehr wahrscheinlich noch erhöhen (Trappe 2016: 347).

Ebenso unklar wie der tatsächliche Anteil der Kinder, die mit Hilfe von Reproduktionsmedizin in Deutschland geboren werden, ist der Personenkreis, der diese Hilfe in Anspruch nimmt. Sind es eher jüngere oder ältere Personen? Welche sozio-strukturellen Merkmale lassen sich bei ihnen differenzieren? Werden unterschiedliche Methoden entsprechend sozial-struktureller Unterschiede in Anspruch genommen? Nehmen bestimmte Personengruppen eher Behandlungen im Ausland in Anspruch als andere? Bei der Beantwortung dieser Fragen können sozialwissenschaftliche Daten behilflich sein, wenn Informationen zur Infertilität, der Nutzung von Reproduktionsmedizin und sozio-demographische wie sozio-strukturelle Informationen vorliegen. Aus medizinischer Perspektive informiert das DIR ausführlich über Behandlungszahlen und -verläufe. Allerdings beschränken sich die aus sozialwissenschaftlicher Perspektive besonders relevanten Informationen auf das Alter der Nutzer*innen.

3. Reproduktionsmedizinische Verfahren und deren rechtlicher Status in Deutschland

Reproduktionsmedizinische Verfahren lassen sich grundsätzlich in Kernverfahren und ergänzende Verfahren, die in der Regel nur in Verbindung mit den Hauptverfahren angewendet werden, unterteilen. Eizell-, Samen- und Embryonenspende sowie Leihmutter-schaft zählen nicht im engeren Sinne zu den Verfahren der assistierten Reproduktion, werden in Tabelle 1 aber trotzdem wegen ihrer rechtlichen Bewertung aufgenommen. Da bereits ausführliche, medizinische Darstellungen zu den reproduktionsmedizinischen Behandlungsmethoden in der Literatur existieren (ausführlich dazu u.a. Diedrich et al. 2013; Trappe 2016), beschränkt sich dieser Überblick auf den in Deutschland geltenden rechtlichen Status der einzelnen Verfahren. Die Informationen zu Gameten- wie Embryonenspende, den Kernverfahren, den ergänzenden Behandlungsmethoden und Leihmutter-schaft werden in Tabelle 1 mit dem rechtlichen Status (gestattet/verboten) zusammengeführt.

Alle Kernverfahren beziehen Gameten ein, die von den behandelten Personen oder Paaren selbst stammen. Eine Ausnahme stellen Gameten durch Fremdspende (Samenspende) dar, die in Deutschland gestattet ist. Diese muss aber entsprechend dokumentiert werden, da die Kinder von Samenspendern mittlerweile ein Anrecht auf Auskunft ihrer Herkunft haben (Frommel et al. 2010: 101). Eizellspende und Leihmutter-schaft sind in Deutschland verboten, da eine gespaltene Mutterschaft als Folge vermieden werden soll. Womöglich sind auch die höheren gesundheitlichen Risiken für Eizellspenderinnen und Leihmütter ein Aspekt dieser Restriktionen (Beier et al. 2017). Durch gesetzliche Lücken ist die Embryonenspende in Deutschland zwar nicht ausdrücklich gestattet, aber zumindest nicht verboten, wenn die Herbeiführung der befruchteten Eizellen nicht zum Zwecke der Weitergabe erfolgt ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) und das Gewebetransplantationsgesetz sehen hier lediglich unentgeltliche Spenden vor (ausführlich dazu Frommel 2013).

Tabelle 1: Reproduktionsmedizinische Verfahren und ihr rechtlicher Staus in Deutschland

Reproduktionsmedizinische Verfahren	Rechtlicher Status Deutschland
Gameten- und Embryonenspende	
Eizellspende	verboten
Samenspende	gestattet
Embryonenspende	gestattet ¹
Kernverfahren	
Klonen	verboten
Intrauterine Insemination (IUI)	gestattet
In-vitro-Fertilisation (IVF)	gestattet
Intra-zytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI)	gestattet
Kryokonservierung Gameten („Social Freezing“)	gestattet
Kryokonservierung Embryonen	verboten ²
Ergänzende Behandlungsmethoden	
Assisted Hatching (AH)	gestattet
Eizellverjüngung	verboten
Elective Single Embryo Transfer (eSet)	verboten
Präimplantationsdiagnostik (PID)	gestattet ³
Austragung durch eine dritte Person	
Leihmutterschaft	verboten

- 1 Die Embryonenspende ist durch eine Gesetzeslücke in Deutschland zumindest nicht verboten, wenn die Herbeiführung der befruchteten Eizellen nicht zum Zwecke der Weitergabe erfolgt ist.
- 2 Im Vorkernstadium gelten befruchtete Eizellen nicht als Embryonen und die Möglichkeit der Kryokonservierung ist gegeben.
- 3 Gestattet zum Ausschluss bestimmter Erbkrankheiten und Verhinderung von Fehl- und Todgeburten.

Von den Kernverfahren sind Intrauterine Insemination (IUI), In-vitro-Fertilisation (IVF), Intra-zytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI) sowie die Kryokonservierung von Gameten rechtlich in Deutschland gestattet. Die Kryokonservierung von Embryonen ist nicht zugelassen. Allerdings gelten befruchtete Eizellen im Vorkernstadium nicht als Embryonen, was eine Kryokonservierung dieser ermöglicht.

Zu den ergänzenden Behandlungsmethoden zählen Assisted Hatching (AH), Eizellverjüngung, Elective Single Embryo Transfer (eSet) und die Präimplantationsdiagnostik (PID). Während Assisted Hatching (AH) gestattet ist, findet die Präimplantationsdiagnostik (PID) nur unter Auflagen und in einem engen rechtlichen Rahmen Anwendung (DRZE 2017). Der Elective Single Embryo Transfer (eSet) ist ein international anerkanntes Verfahren und wird in den meisten Ländern Europas angewendet (Ezugwu/Van der Burg 2015). Da in Deutschland das Embryonenschutzgesetz (ESchG) das Verwerfen überzähliger Embryonen verbietet, was eine Konsequenz der Selektion bei eSET wäre, findet das Verfahren in Deutschland keine Anwendung (Diedrich et al. 2013: 230). Ebenso wenig Anwendung findet das Verfahren der Eizellverjüngung (ovarian rejuvenation) (Gómez-Tatay et al. 2017), da hier die Folgen des Verfahrens wie Mutationsanfälligkeit zum jetzigen Zeitpunkt nicht abgeschätzt werden können (Şahinol/Kuhnt, 2018).

Reproduktionsmedizinische Maßnahmen stellen jedoch keine Option dar, wenn der unerfüllte Kinderwunsch auf die Unfähigkeit zum Austragen einer Schwangerschaft zurückzuführen ist. Hier wären Verfahren des Klonens, der Eizellspende oder eine Leihmut-

terschaft möglich, welche in Deutschland grundsätzlich nicht gestattet sind (Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag 2010: 22).

4. Rechtliche und finanzielle Rahmenbedingungen

Die Grundlage der rechtlichen Rahmenbedingungen für ART in Deutschland stellt das Embryonenschutzgesetz (ESchG) dar. Es wurde Mitte der 1980er Jahre vorbereitet, ist 1991 in Kraft getreten und liegt in der aktuellsten Version seit 2011 vor. Die Regelungen des ESchG dienen vor allem dem Schutz des Embryos, der Wahrung der Gesundheitsinteressen der Mutter sowie dem Schutz vor Missbrauch der Reproduktionstechnologie (Diedrich et al. 2008: 11). Das ESchG ist ein Verbotsgesetz, was bedeutet, dass alle Verfahren zulässig sind, die nicht explizit verboten werden (Revermann/Hüsing 2011: 204), wie sich am Beispiel der Samen- und Embryonenspende zeigt (siehe Abschnitt 3).

Neben dem ESchG ist das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) für die Verwendung von Reproduktionsmedizin relevant, da es Rechte von Mutter, Vater und Kind regelt. Gemäß BGB §1591 ist die rechtliche Mutter eines Kindes die Frau, die es geboren hat. Die Mutterschaft kann im Gegensatz zur Vaterschaft nicht angefochten werden. Als Vater eines Kindes gilt laut BGB §1592 der Mann, der entweder mit der Mutter des Kindes zum Zeitpunkt der Geburt verheiratet ist oder der Mann, der die Vaterschaft anerkennt. Dies gilt auch für den Fall, dass reproduktionsmedizinische Hilfe bei der Zeugung des Kindes in Anspruch genommen wurde. Aus Kinderperspektive ist zudem relevant, dass jeder Mensch nach Grundgesetz (GG) Artikel 2 Absatz 1 das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit innehat. Dazu zählt auch die Kenntnis der eignen Herkunft und Abstammung. Im Falle einer Samenspende besteht lediglich ein Auskunftsanspruch gegenüber dem Reproduktionsmediziner über die Identität des biologischen Vaters. Dieser Auskunftsanspruch ist seit 2007 in §15 Transplantationsgesetz in Form einer Dokumentationspflicht von 30 Jahren für Gewebespenden (Samenzellen) geregelt.

Des Weiteren existieren Richtlinien zur Durchführung der assistierten Reproduktion der Bundesärztekammer (BÄK).⁵ Diese regulieren, dass nur verheiratete Paare behandelt werden dürfen und unverheiratete Frauen lediglich unter der Voraussetzung, dass der Partner die Vaterschaft anerkennt. Ob eine Behandlung von unverheirateten Paaren stattfindet, liegt dabei eigentlich im Ermessen der Ärzt*innen (Passet-Wittig 2017: 49). Darüber hinaus sind homosexuelle Paare nach diesen Richtlinien von reproduktionsmedizinischen Behandlungen ausgeschlossen. Allerdings haben die Richtlinien zur Durchführung reproduktionsmedizinischer Maßnahmen nur Bestand, wenn die jeweilige Landesärztekammer diese übernommen hat. Gegenwärtig orientieren sich – bis auf Berlin und Bayern – alle Landesärztekammern an den Vorgaben der BÄK.

Hinsichtlich der rechtlichen Rahmenbedingungen führt die Unübersichtlichkeit verbindlicher Gesetze und unverbindlicher Richtlinien zu Unsicherheiten sowohl bei den behandelnden Ärzt*innen als auch bei den potentiellen Nutzer*innen. Einzelne Bereiche der

5 Die Bundesärztekammer ist das Zentralorgan der ärztlichen Selbstverwaltung im Form einer Arbeitsgemeinschaft aller Landesärztekammern. Die Richtlinie trifft wesentlich die Regelungen der allgemeinen Zugangsbedingungen von Personengruppen zur Reproduktionsmedizin.

Reproduktionsmedizin sind noch immer unzureichend geregelt (z.B. anonyme Samenspende, Eizellspende, Embryonenspende). Zudem entsteht der Eindruck, dass die Gesetzeslage, inklusive dem ESchG, den aktuellen medizinischen Möglichkeiten nicht mehr gerecht wird (Passet-Wittig 2017; Trappe 2016; Wischmann 2012). Eine Novellierung der Gesetzeslage in Richtung eines umfassenden Fortpflanzungsmedizingesetzes wäre eine Möglichkeit auf den technischen Fortschritt zu reagieren und z.B. das Verfahren zur Verhinderung von Mehrlingsgeburten (eSET) einzubinden, welches sich bislang nicht mit dem ESchG vereinbaren lässt. Dabei geht es weniger darum, alle technischen Möglichkeiten zuzulassen als vielmehr um eine kritische Auseinandersetzung mit den (gesellschaftlichen) Folgen der Zulassung bestimmter Verfahren. Zudem muss die Konsequenz der Nicht-Zulassung verschiedener Methoden reflektiert werden, die ggf. dazu führen kann, dass Paare und Singles diese Methoden in ausländischen Kinderwunschzentren durchführen lassen (Buchholz 2017).

Neben den rechtlichen Rahmenbedingungen zur Anwendung von Reproduktionsmedizin ist die Gesetzgebung auch für eine Regulierung der finanziellen Rahmenbedingungen bzw. Rückerstattung von Kosten durch die Krankenkassen relevant und stellt damit eine indirekte Regulierung des Zugangs zu reproduktionsmedizinischen Behandlungen dar. Infertilität wird bspw. von der Privaten Krankenversicherung (PKV) als Krankheit anerkannt, jedoch nicht von der Gesetzliche Krankenversicherung (GKV) (Rauprich 2008). Dies hat zur Folge, dass die GKV entstandene Kosten lediglich zu 50% erstattet und ein Selbstbehalt von 50% bei den Nutzer*innen verbleibt. Abhängig von der Versicherungskonstellation und bei welchem Partner die Infertilität zu verorten ist, kann es zu weiteren Hürden bei der Kostenübernahme kommen (Tinneberg 2012: 14). Und diese Kosten sind nicht unerheblich. So belaufen sich die Kosten für einen IVF-Zyklus auf 2.000€ bis 4.000€ und die einer ICSI-Behandlung auf 2.500€ bis 5.000€. Die Kryokonservierung von Eizellen umfasst einen Grundpreis von etwa 500€ und ist mit zusätzlichen, jährlichen Aufbewahrungskosten verbunden (Revermann/Hüsing 2011; Wischmann 2012). Da ein Behandlungserfolg selten nach dem ersten Behandlungszyklus einsetzt, muss davon ausgegangen werden, dass die Gesamtkosten deutlich höher liegen. Davon entfällt ein Großteil auf Medikamente wie Hormonpräparate, die der Frau zur Vorbereitung auf eine Empfängnis oder Eizellentnahme verabreicht werden (Wischmann 2012).

Bei diesen Größenordnungen wird für viele Nutzer*innen relevant, welche Kosten unter welchen Voraussetzungen erstattungsfähig sind. Das Sozialgesetzbuch (SGB V) reguliert in §27a, dass Maßnahmen zur Herbeiführung einer Schwangerschaft für gesetzlich Versicherte nur übernommen werden, wenn diese (1) nach ärztlicher Feststellung erforderlich sind und (2) eine hinreichende Aussicht auf Erfolg besteht. Zudem werden (3) lediglich Kosten für verheiratete Paare übernommen, die (4) ausschließlich eigene Ei- und Samenzellen verwenden (homologes System). Behandlungen mit fremden Ei- und Samenzellen (heterologes System) werden nicht durch die Krankenkasse mitfinanziert. Nach §27a Absatz 3 haben Versicherte zudem nur einen Anspruch auf Ersatzleistungen, wenn sie (5) bestimmte Altersgrenzen nicht überschreiten: für Frauen liegt diese Grenze bei 40 Jahren und für Männer bei 50 Jahren. Wenn diese Voraussetzung erfüllt werden, sind die gesetzlichen Krankenversicherungen verpflichtet, bis zu drei Behandlungszyklen zu 50% zu erstatten. Dabei werden jedoch nicht alle reproduktionsmedizinischen Verfahren refinanziert.

Die Gesetzlichen Krankenversicherungen orientieren sich grundsätzlich am Körperprinzip. D.h., dass die Versicherungsleistung nur in Kraft tritt, wenn die versicherte Person behandelt wird. Eine Behandlung des Partners wird nicht übernommen. Auch bei ungeklärter Ursache der Kinderlosigkeit tritt die GKV in Leistung (Gust/Kücking 2015). Allerdings besteht für die Versicherer die Möglichkeit, ihr Leistungsangebot im Rahmen der rechtlich erlaubten Verfahren auszuweiten. So können diese bspw. die Altersgrenzen aufheben, über die „Dreierregel“⁶ hinaus Versuche unterstützen, gleichgeschlechtliche Paare einschließen oder auch ihren Anteil der Kostenübernahme auf bis zu 100% zu erhöhen (Gust/Kücking 2015: 102).

Das SGB ist aber nur für gesetzlich Versicherte bindend. Die Leistungen der privaten Krankenkassen können beträchtlich variieren (Passet-Wittig 2017: 50). Da es keine verpflichtenden Gesetze zur Kinderwunschbehandlung in Deutschland gibt, legt jede Versicherung ihre eigenen Regularien fest. Dies bedeutet, dass es keine statusbezogenen Voraussetzungen zur Kostenübernahme gibt. Zum anderen wird aus Sicht der privaten Krankenkassen Infertilität sehr wohl als Krankheit angesehen. Dies hat zur Folge, dass die Kinderwunschbehandlung unter den allgemeinen Versicherungsschutz bei Krankheiten fallen und somit alle Kosten übernommen werden. Bleibt die Ursache der Kinderlosigkeit ungeklärt, so besteht keine Erstattungspflicht (Passet-Wittig 2017; Rauprich 2008).

Mit der Richtlinie des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) über die Gewährung von Zuwendung zur Förderung von Maßnahmen der assistieren Reproduktion, welche Anfang 2012 in Kraft getreten ist, unterstützt der Bund Kinderwunschbehandlungen von gesetzlich Versicherten mit zusätzlichen finanziellen Mitteln, auch wenn diese in der Summe eher gering ausfallen. Zu beachten ist, dass dies nur unter der Voraussetzung eines separaten Landesförderprogrammes erfolgt, welches mindestens 12,5% der Selbstkosten erstattet (BMFSFJ 2016a). Dies ist für gerade einmal sechs der 16 Bundesländer der Fall (Berlin, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Niedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen). Sind die Voraussetzungen für das Bundesförderprogramm erfüllt, beteiligt sich der Bund mit einem Anteil von 12,5% der Selbstkosten. Durch den Finanzierungszuschuss von Bund und Ländern sinkt der Selbstkostenanteil für Nutzer*innen (in Abhängigkeit ihres Wohnortes) damit auf 25%. Seit 2016 können auch unverheiratete Paare mit unerfülltem Kinderwunsch von diesem Förderprogramm profitieren (BMFSFJ 2016b).

Offen bleibt an dieser Stelle die Frage, warum weder Krankenkassen noch Bund 100% der Kosten für reproduktionsmedizinische Verfahren übernehmen und die (teilweise) Übernahme an zahlreiche Voraussetzungen geknüpft wird. Modellierungen von Ledger et al. (2006) zeigen auf, dass sich die öffentlichen Kosten einer IVF-Behandlung nach 33 Jahren durch Steuerzahlungen und Sozialabgaben amortisiert hätten. Bei Kindern, die ohne reproduktionsmedizinische Hilfe gezeugt wurden, ist dieser Punkt nach 31 Jahren erreicht. Die Differenz beträgt damit ökonomisch zu vernachlässigende zwei Jahre. Werding (2012) kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, dass kurzfristige Mehrausgaben für IVF-Behandlungen auf lange Sicht durch fiskalische Nettoerträge mehr als ausgeglichen wer-

6 Hinter der „Dreierregel“ verbirgt sich der Fakt, dass maximal drei Eizellen pro Behandlungszyklus befruchtet werden dürfen. Diese müssen dann auch vollständig in den Uterus eingesetzt werden (Stock et al. 2012: 362).

den. Damit wäre die vollständige Finanzierung reproduktionsmedizinischer Maßnahmen durchaus eine sinnvolle familienpolitische Option (Tinneberg 2012: 17). Bis auf die Förderlinie zur Gewährung von Zuwendung zur Förderung von Maßnahmen der assistierten Reproduktion nutzt der Bund seine Gestaltungsmöglichkeiten kaum aus. Denkbar wäre hier die Ausschöpfung seiner Gesetzgebungskompetenz in Bezug auf das Embryonenschutzgesetz, das Familien- und Sozialrecht sowie das ärztliche Berufsrecht (siehe dazu Beier et al. 2017).

5. Potentiale sozialwissenschaftlicher Datensätze zur Analyse der Nutzung von Reproduktionsmedizin

Bisherige Ergebnisse zur Nutzung von Reproduktionsmedizin und entsprechender Behandlungserfolge basieren auf Angaben des Deutschen IVF-Registers (DIR), welches jährlich seit 1995 erhoben wird und aktuell das Jahr 2015/16 dokumentiert. Damit stellt es die Ausgangsbasis des folgenden Vergleiches von Datensatzpotentialen dar. In der aktuellen Version des DIR werden Informationen zu 128 von insgesamt 134 Fertilitätszentren in Deutschland zusammengetragen (DIR 2017). Diese Informationen beinhalten Angaben zum Alter der behandelten Personen, zur Anzahl der transferierten Embryonen sowie zum Behandlungserfolg, die damit auch im Zeitverlauf betrachtet werden können. So lässt sich ermitteln, dass die Rate an Fehlgeburten im Zeitverlauf gesunken ist, die durchschnittliche Zahl übertragener Embryonen abgenommen hat und das Durchschnittsalter der behandelten Personen seit 1997 um etwa drei Jahre angestiegen ist (DIR 2017). Frauen, die reproduktionsmedizinische Hilfe in einem der IVF-Zentren, die an der Erhebung des DIR beteiligt sind, in Anspruch genommen haben, waren im Jahr 2016 durchschnittlich 35,5 Jahre alt. Männer waren mit durchschnittlich 38,7 Jahren etwas älter (DIR 2017: 39). Die einzelnen Methoden (ICSI, IVF), Schwangerschaftsraten und Schwangerschaftsverläufe werden im DIR ebenfalls nach Alter differenziert berichtet. Damit geben die Daten des DIR einen guten Überblick in Bezug auf die Altersverteilung der Nutzer*innen.

Zudem können die seit 1997 mit Hilfe von Reproduktionsmedizin geborenen Kinder mit insgesamt 254.698 Geburten ermittelt werden (DIR 2017: 41). Allerdings beschränken sich die Angaben des DIR auf Behandlungen mit den Verfahren IVF, ICSI und den Kryo-Verfahren. Dies bedeutet, dass nicht alle in Deutschland gestatteten Verfahren im DIR abgebildet werden (z.B. Insemination, siehe Tabelle 1). Fragen über die tatsächliche Anzahl nach reproduktionsmedizinischer Behandlung geborener Kinder können damit nicht angemessen beantwortet werden. Daher sollen im folgenden Abschnitt die Analysepotentiale vorhandener sozialwissenschaftlicher Datensätze in Bezug auf die Nutzung von und das Wissen über Reproduktionsmedizin aufgezeigt werden (siehe Tabelle 2). In unsere Analyse gehen insgesamt acht Datensätze bzw. Studien ein, die sich inhaltlich mindestens mit einer Frage zum Wissen über oder der Nutzung von Reproduktionsmedizin auseinandersetzen und einen regionalen Bezug zu Deutschland aufweisen. Es wird dabei sowohl auf die Stichprobengröße und Repräsentativität der Daten eingegangen, als auch differenziert betrachtet, ob es sich um Einstellungs-, Wissens- oder (spezifische) Nutzungsfragen handelt.

Tabelle 2: Reproduktionsmedizinische Analysepotentiale sozialwissenschaftlicher Datensätze in Deutschland

Datensatz	Jahr	N	♂	♀	Alter	Repräsentativität	Einstellungsfragen	Wissensfragen	Fragen zur Nutzung	Behandlungsmethoden
DIR	jährlich seit 1997	62.797	–	62.797	Ø ♂ 39 Ø ♀ 36	X	X	X	✓	✓ ¹
GGP Deutschland	2005 + 2008/09	10.017 3.227	4.606 1.407	5.411 1.820	18-79	✓	X	X	(✓)	✓ ²
Pairfam	jährlich seit 2008	12.400 (Welle 1)	6.027	6.373	Kohorten 1991-93 1981-83 1971-73	✓	X	X	✓	✓
Rauprich et al. (2012)	2008	1.590	143	1.383 ³	18-50	X ⁴	✓	✓	✓	✓
Stöbel-Richter et al. (2012)	2012	2.110	929	1.181	Ø 35,8	✓	✓	✓	✓	X
Wippermann (2014)	2012/13	7.785	k.A.	k.A.	20-50	✓ ⁵	✓	✓	X	✓
PinK	2012 + 2013/14	565 236	242 93	323 144	Ø ♂ 36,2 Ø ♀ 32,8	X	X	X	(✓) ⁶	(✓) ⁶
NeWiRe	2014-2015	1001	–	1001	♀ 18-50	✓	✓	✓	X	✓

1 Mit Beschränkung auf die Verfahren IVF, ICSI und die Kryo-Verfahren.

2 Konkrete Behandlungsmethoden werden in Welle 2 erfragt.

3 Die konkreten Teilnehmendenzahlen sind nur in Prozent ausgewiesen, wobei 4% der Teilnehmenden keine Angabe zum Geschlecht gemacht haben.

4 Das Sample der Patient*innen in reproduktionsmedizinischer Behandlung ist nicht repräsentativ, beim Vergleichssample der Allgemeinbevölkerung liegt Repräsentativität vor.

5 Das Sample ist repräsentativ für kinderlose Personen.

6 Hier geht es um vorgeschlagene Behandlungen der Kinderwunschkliniken und nicht explizit um die Inanspruchnahme bestimmter Methoden. In Welle 2 werden allerdings Behandlungserfahrungen erhoben.

Neben dem DIR gibt es einige sozialwissenschaftliche Erhebungen, die Informationen zu reproduktionsmedizinischen Maßnahmen erfragen. Zu diesen zählen die GGP-Stichprobe für Deutschland, das Beziehungs- und Familienpanel (pairfam) (Huinink et al. 2011), eine Umfragestudie zur Kinderwunschbehandlung von Rauprich et al. (2012), eine Studie zum Wissen über Reproduktionsmedizin (Stöbel-Richter et al. 2012), eine Milieustudie der Bundesregierung (Wippermann 2014), die PinK Studie (Passet-Wittig, Schuhrke, et al. 2016) sowie das NeWiRe-Projekt (Sonja Haug et al. 2017; Haug/Weber 2017).

Die Stichprobe des **Generation and Gender Programme (GGP) für Deutschland** stellt eine Repräsentativerhebung dar, die Fragen zu Kinderwünschen und Fertilität berücksichtigt. Die Grundgesamtheit repräsentieren Frauen und Männer im Alter zwischen

18 und 79 Jahren, die in Privathaushalten in Deutschland leben. Im Jahr 2005 wurde die Erstbefragung mit 10.017 Personen durchgeführt, im Jahr 2008/2009 folgte die Wiederholungsbefragung mit 3.226 Befragten. Die Vorteile des GGP bestehen grundsätzlich darin, dass auch sozio-demografische Aspekte wie Alter, Geschlecht und Bildung abgefragt werden sowie im Panelcharakter der Studie. Bei der Wiederholungsbefragung aus dem Jahr 2008/09 handelt es sich aktuell noch um die letzte Erhebung des GGP für Deutschland. Die zentrale Frage mit Bezug zur Reproduktionsmedizin lautet im GGP: „Haben Sie oder Ihr/e (Ehe-) Partner/in irgendwelche Maßnahmen ergriffen, um schwanger zu werden?“. In der ersten Welle des GGP konnte diese Frage lediglich mit ja/nein/weiß nicht/keine Angabe beantwortet werden. Insgesamt 229 Personen haben mit „ja“ auf diese Frage geantwortet, was 2,3% des gesamten Samples entspricht. Welche Maßnahmen konkret in Anspruch genommen wurden, bleibt jedoch unklar. In Welle 2 werden die Antwortkategorien ausdifferenziert und den Befragten eine Liste mit folgenden Maßnahmen vorgelegt: „medizinische Behandlung“, „Verfahren zur Ermittlung des Eisprungs“, „In-vitro-Fertilisation (IVF) oder Micro-Fertilisation (ICSI)“, „Operation“, „künstliche Befruchtung“, „andere medizinische Behandlung“ und „habe nichts (von der Karte) gemacht oder benutzt“ (www.ggp-i.org). Zudem ist im Interview keine Benennung von Maßnahmen möglich, die über die Angaben auf den vorgelegten Karten hinausgehen. Die detaillierte Frage nach den Behandlungsmethoden beantworten in Welle 2 nur noch 44 Personen (1,4% des Samples). Differenzierte sozialwissenschaftliche Analysen sind mit diesen Fallzahlen kaum möglich.

Das **Deutsche Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (pairfam)**, welches seit 2008/09 jährlich erhoben wird, beinhaltet umfanglich Fragen zum Themenfeld „Fertilität“, (Huinink et al., 2011). In Bezug auf reproduktionsmedizinische Maßnahmen ist bei pairfam der Fragenkomplex „Sexualität und Verhütung“ relevant. Dabei werden sowohl das Bestehen einer Schwangerschaft, das Vorliegen von Unfruchtbarkeit sowie Versuche zur Herbeiführung einer Schwangerschaft im letzten Jahr bei den Frauen und Männern der Geburtskohorten 1991-93, 1981-83 und 1971-73 abgefragt. Hinsichtlich reproduktionsmedizinischer Behandlungen wird erhoben, ob die befragte Person oder ihre Partner*in in den vergangenen zwölf Monaten reproduktionsmedizinische Maßnahmen in Anspruch genommen haben. Als Antwortmöglichkeiten liegt eine Liste von Maßnahmen vor, welche die Einnahme von Medikamenten; Methoden, um den Zeitpunkt des Eisprungs festzuhalten; die IVF oder ICSI; eine Operation und die Intrauterine Insemination umfasst. Zusätzlich bestehen die Antwortmöglichkeiten „Andere Behandlung“ und „Nichts davon“. Die erste Welle des Panels umfasst mehr als 12.000 Befragte. Dennoch ist der Anteil an Personen, die angegeben haben, dass sie eine reproduktionsmedizinische Behandlung (IVF, Insemination, Operation, andere Verfahren) in Anspruch genommen haben sehr gering (N = 57, entspricht 0,5% des Samples), was vielleicht auch mit den relativ jungen Befragten dieses Panels oder mit der Filterführung zu den reproduktionsmedizinischen Verfahren zusammenhängen kann. Sinnvolle Analysen dazu, welche soziostrukturellen Merkmale Personen haben, die reproduktionsmedizinische Maßnahmen in Anspruch nehmen, sind mit den Daten von pairfam nicht möglich.

In der Studie von Rauprich, Berns und Vollmann (2012) wurden Patient*innen in reproduktionsmedizinischer Behandlung (N = 1.590), Experten (Reproduktionsmediziner, psychosoziale Berater, Medizinethiker, Sozialrechtler sowie Gesundheitspolitiker) und

die Allgemeinbevölkerung zu ihrem Wissen über sowie ihren Einstellungen zu Reproduktionsmedizin befragt. Dazu werden Fragen auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene zum Stellenwert von Kindern, zur Behandlungsbedürftigkeit von Unfruchtbarkeit, Finanzierungsgrundlagen sowie zur reproduktiven Freiheit und Ausbeutung formuliert. Darüber hinaus wird ein detaillierter Fragenkatalog an die Betroffenen zur Aufklärung, Beratung, Durchführung, Ergebnis, Aufwand und Belastung von Kinderwunschbehandlungen gerichtet, der auch Fragen zur psychischen Belastung, anfallenden Kosten und Behandlungen im Ausland beinhaltet. In dieser Studie werden zudem sozio-demografische Aspekte wie Alter, Geschlecht, Bildung, Einkommen und Religiosität erhoben, die eine sozialstrukturelle Einordnung der befragten Personen erlauben. So sind die Befragten im Schnitt 33 Jahre alt, überwiegend weiblich, eher hochgebildet und verfügen über ein Haushaltsnettoeinkommen zwischen 2.000 und 3.999 € (Rauprich et al. 2012: 204f). Die Auswahl der Personen erfolgte über kooperierende IVF-Zentren, die zur Datengrundlage des DIR beitragen.⁷ Neben den 232 Personen, die über die Kinderwunschzentren akquiriert werden konnten, wurden 1.358 Personen als Patient*innen befragt, die über thematisch einschlägige Internetforen als Teilnehmer*innen der Studie gewonnen werden konnten (Rauprich et al. 2012: 126). Für beide Erhebungsmethoden ist von einer spezifischen Selektivität der Stichprobe auszugehen, die bei der Interpretation der Ergebnisse berücksichtigt werden muss. Zum einen sei darauf verwiesen, dass der Zugang über einen Teil der IVF-Zentren die Grundgesamtheit von Personen in reproduktionsmedizinischer Behandlung nicht adäquat abbildet. Vorstellbar wäre, dass Personen, die in IVF-Kliniken in Behandlung sind, über spezifische Merkmale (höhere Bildung, höheres Einkommen (siehe Passet-Wittig et al. 2016 sowie Dietrich/Wevers 2010) verfügen und nur dann an Umfragen teilnehmen, wenn sie erfolgreich behandelt wurden. Zudem wird in der Literatur das Antwortverhalten der Befragten in Kliniken kritisch in Bezug auf soziale Erwünschtheit reflektiert (Greil 1997). Ferner ist den Spezialisierungen der jeweiligen Klinik Rechnung zu tragen, welche die Befragten zusätzlich selektieren. Zum anderen erscheint der Zugang über selektive Internetforen kritisch in Bezug auf die Zielgruppe der Personen in reproduktionsmedizinischer Behandlung. Der Zugang zu Internet ist noch immer regional sehr unterschiedlich, eine Auswahl technikaffiner Menschen ist genauso anzunehmen wie die Selektion höher gebildeter Personen (Decieux et al. 2015; Schnell 2012). Zudem sind nicht alle Online-Umfragen für mobile Endgeräte konzipiert, wie sie vor allem von Jüngeren benutzt werden. Darüber hinaus kann nicht sichergestellt werden, ob die Personen überhaupt in reproduktionsmedizinischer Behandlung sind. Zudem muss auch hier davon ausgegangen werden, dass insbesondere Personen an der Befragung teilnehmen, die erfolgreich behandelt wurden oder aber besondere Schwierigkeiten im Behandlungsprozess erfahren haben. Damit wird die Gruppe der Personen in reproduktionsmedizinischer Therapie nicht angemessen abgebildet und die Generalisierbarkeit der Befunde eingeschränkt.

Die repräsentative Studie **„What do you know about reproductive medicine? – Results of a German Representative Survey“** von Stöbel-Richter et al. (2012) nimmt ebenfalls Bezug auf reproduktionsmedizinische Behandlungen. Im Vordergrund der Studie stehen jedoch Fragen zum Wissen der Befragten zu den Themen Fertilität und Repro-

7 Insgesamt zeigten sich 18 IVF-Zentren kooperationsbereit und verteilten die Fragebögen an ihre Patient*innen.

duktionsmedizin. Auch sozio-demografische Aspekte wie das Alter und die Bildung wurden dabei erhoben. Fragen in Bezug auf die tatsächliche Nutzung reproduktionsmedizinischer Behandlungen konnten die interviewten Frauen und Männer lediglich mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten. Von den 2.110 Befragten gaben 27 an, dass sie reproduktionsmedizinische Maßnahmen in Anspruch genommen haben, was einen relativ geringen Anteil von lediglich 1,3% aller Befragten ausmacht. Unklar ist zudem, welche Maßnahmen in Anspruch genommen wurden, und ob diese erfolgreich waren. Das eigentliche Potential des Datensatzes besteht somit in Einstellungs- und Wissensfragen rund um das Thema „Reproduktionsmedizin“.

Die Milieu-Studie des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) trägt den Titel **„Kinderlose Frauen und Männer. Ungewollte und gewollte Kinderlosigkeit im Lebenslauf und Nutzung von Unterstützungsangeboten“** (Wippermann 2014). Befragt wurden hier 3.049 kinderlose Männer und Frauen im Alter zwischen 20 und 50 Jahren. Die Fragen zur gewollten und ungewollten Kinderlosigkeit in dieser einmaligen Erhebung aus den Jahren 2012/13 werden um Aspekte zur Bekanntheit, Akzeptanz und Nutzungsbereitschaft von Kinderwunschbehandlungen erweitert. Der Fokus liegt dabei auf Zweifeln und Bedenken gegenüber Reproduktionsmedizin, normativen Altersgrenzen hinsichtlich der Nutzung, Beeinflussung der Partnerschaft durch die Nutzung von Reproduktionsmedizin und allgemeinen Erfahrungen mit Belastungen und Hilfen während der Kinderwunschbehandlung. Allerdings sind weder der Datensatz noch Fragebogeninstrumente für die wissenschaftliche Community zugänglich, sodass es nicht möglich ist, das tatsächliche Analysepotential zu bestimmen oder diesen Datensatz für weitere Analysen zu verwenden. Ein Überblick über die Inhalte sowie selektive Ergebnisse lassen sich bei Wippermann (2014) einsehen.

Eine weitere aktuelle Studie zum Themenbereich „Reproduktionsmedizin“ stellt die **Wiederholungsbefragung (2 Wellen) „Paare in Kinderwunschbehandlung (Pink)“** aus den Jahren 2013/14 dar (Passet-Wittig, Letzel et al. 2014; Passet-Wittig, Schuhrke, et al. 2016). Befragt wurden hier mit einem zeitlichen Abstand von rund einem Jahr sowohl heterosexuelle Paare (N = 236) als auch Einzelpersonen (N = 93) im Alter zwischen 22 und 62 Jahren, die sich zum Zeitpunkt der ersten Befragung in einem Kinderwunschzentrum in Rheinland-Pfalz oder Wiesbaden in Behandlung befanden (ausführlich dazu Passet-Wittig, Letzel, et al. 2014). Im Fokus dieser Erhebung steht der Weg von Paaren in das entsprechende Kinderwunschzentrum, also die Zeit vor dem ersten Besuch und damit auch vor der ersten Behandlung. Dementsprechend werden vor allem Fragen dazu gestellt, welche Hürden die Paare zu überwinden hatten. Darüber hinaus werden Informationen zur Diagnose, Kostenplänen und Behandlungsempfehlungen erhoben, die in Bezug auf verschiedene sozio-strukturelle Merkmale wie Bildungsstand und sozio-ökonomischen Status ausgewertet werden können. Zu diesen reproduktionsmedizinischen Nutzungsfragen zählt Folgende: „Welche Behandlung wurde Ihnen als Paar im aktuell besuchten Kinderwunschzentrum vorgeschlagen?“ Antwortmöglichkeiten werden den Befragten auf einer detaillierten Liste mit verschiedenen Verfahren vorgelegt: „Zyklusmonitoring“, „Hormonelle Stimulationstherapie“, „Intrauterine Insemination (IUI)“, „Fremdsperma-Insemination“, „In Vitro Fertilisation (IVF)“, „Intra-Cytoplasmatische-Sperma-Injektion (ICSI)“, „Blastozystentransfer“, „Spermengewinnung aus Nebenhoden oder Hoden (MESA und TE-SE)“, „Eizellspende“, „Kryokonservierung (Einfrieren) von Sper-

mien und Eizellen“, „Präimplantationsdiagnostik“, „Psychologische Unterstützung“ bzw. „Es wurde noch keine Behandlung vorgeschlagen“, „Weiß nicht“ oder die Nennung sonstiger Verfahren. Allerdings werden hier Behandlungsempfehlungen erfragt, was keinen Rückschluss auf tatsächlich durchgeführte Behandlungen und deren Erfolg zulässt. In Welle 2 dieses Survey werden dann auch Behandlungserfahrungen bei den Paaren erfragt (Passet-Wittig, Schuhrke, et al. 2016). Allerdings ist im Follow-up Survey die Fallzahl auf 93 Paare reduziert, was differenzierte Analysen erschwert. Neben den Einschränkungen, die mit dem Zugang über IVF-Kliniken einhergehen (siehe oben), besteht eine Stärke dieser Daten in der Paarperspektive. Es werden sowohl unverheiratete als auch verheiratete Paare berücksichtigt, was aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen gerecht wird. Eine Einschränkung stellt der Fokus auf heterosexuelle Paare dar.

Haug et al. (2015) knüpfen im Rahmen ihrer Studie **„Einfluss sozialer Netzwerke auf den Wissenstransfer am Beispiel der Reproduktionsmedizin“ (NeWiRe)** an die Befragung von Stöbel-Richter et al. (2012) an (siehe oben). Im Rahmen des Projekts NeWiRe wurden mittels einer Telefonbefragung unter 1.001 Frauen im Alter zwischen 18 und 50 Jahren unter anderem Informationen zu den Themen Kinderwunsch und Fortpflanzungsmedizin gesammelt. Abgefragt wurden dabei die Anzahl leiblicher Kinder, das Vorhandensein eines Kinderwunsches, das Wissen und die Einstellung zur Fortpflanzungsmedizin sowie das in Betracht ziehen verschiedener reproduktionsmedizinischer Methoden. Der Unterschied zur Studie von z.B. Stöbel-Richter et al. (2012) besteht darin, dass die Abfrage der Handlungsoptionen im Falle eines unerfüllten Kinderwunsches bei dieser Befragung weiter ausdifferenziert wird. So werden Informationen zu Methoden der Hormonbehandlung, der Insemination, der künstlichen Befruchtung außerhalb des Körpers, der anonymen Samenspende, der Eizellspende, der Leihmutterschaft eruiert. Zusätzlich wurden die Möglichkeiten einer Adoption, der Aufnahme eines Pflegekindes und die Möglichkeit, sich mit der bestehenden Kinderlosigkeit abzufinden als Handlungsoptionen abgefragt. Darauf folgt abschließend die Frage, ob sich die Person schon einmal in fortpflanzungsmedizinischer Behandlung befunden habe. Wobei hier nur die Antwortmöglichkeiten „ja“, „nein“ und „weiß nicht“ sowie die Möglichkeit der Verweigerung der Frage zur Verfügung stehen. Ein Vorteil dieser Daten besteht darin, dass nicht nur zwischen vorhandenem und nicht vorhandenem Migrationshintergrund der befragten Frauen differenziert werden kann, sondern vier Herkunftsgruppen unterschieden werden können (Ex-Sowjetunion, Polen, die Türkei und Ex-Jugoslawien). Dies wäre insbesondere für migrationsspezifische Fragestellungen relevant. Allerdings steht bei NeWiRe das Wissen über Reproduktionsmedizin im Zentrum und damit enthält dieser Datensatz keine Informationen darüber, welche Maßnahmen diejenigen Frauen, bei denen die Reproduktionsmedizin nach eigener Angabe Anwendung gefunden hat, konkret in Anspruch genommen wurden. Damit ist er für die Analyse von Fragestellungen zur Nutzung von Reproduktionsmedizin ungeeignet.

6. Fazit und methodische Reflexion

Der vorliegende Beitrag konnte aufzeigen, dass es bereits einige sozialwissenschaftliche Datensätze in Deutschland gibt, die sich mit dem Wissen über und der Nutzung von Reproduktionsmedizin in Deutschland auseinandersetzen. Ein Teil dieser Datensätze befasst sich nur am Rande mit Reproduktionsmedizin (GGP, pairfam), während der weitaus größere Anteil seinen Fokus explizit auf Informationen zu bzw. die Nutzung von Reproduktionsmedizin richtet (DIR, NeWiRe, PinK, Rauprich et al. 2012, Stöbel-Richter et al. 2012).

Im Vergleich zur Nutzung von Reproduktionsmedizin finden sich Angaben zum Wissen über und zur hypothetischen Nutzung von bzw. Einstellungen zu Reproduktionsmedizin deutlich häufiger, was durch entsprechende Publikationen dokumentiert wird (Haug et al. 2017; Rauprich et al. 2012; Stöbel-Richter et al. 2012). Gleiches gilt für das Themenfeld „Infertilität“, welches in sozialwissenschaftlichen Datensätzen umfassend erhoben wird (z.B. GGP, pairfam) und entsprechend gut beforscht ist (z.B. Passet-Wittig, Schneider, et al. 2016).

Die defizitäre Datenlage zur Reproduktionsmedizin, ihrer Nutzung und zugehöriger Hintergrundfaktoren erklärt damit auch bestehende Wissenslücken im Bereich der sozialwissenschaftlichen Forschung. Wir wissen noch immer nicht genau, wer in Deutschland aus welchen Gründen, wie lange und mit welcher Erfolgsaussicht reproduktionsmedizinische Hilfe in Anspruch nimmt. Insbesondere ist unklar, welche sozialstrukturellen Merkmale die Personen aufweisen, die versuchen mit Unterstützung von reproduktionsmedizinischen Behandlungen ein (weiteres) Kind zu bekommen. Unklar ist ebenfalls, wer aus welchen Gründen Behandlungen im Ausland in Anspruch nimmt und ob diese womöglich mehr Aussicht auf Erfolg haben (siehe ausführlich dazu Diel 2014). Defizite bestehen auch hinsichtlich des Wissens über die finanziellen und sozialen Kosten, die mit IVF-Behandlungen einhergehen, auch wenn Schätzungen von Experten dazu vorliegen (Rauprich et al. 2012). Dies bedeutet auch, dass wir bisher keine verlässlichen Informationen darüber haben, ob die Nutzung von IVF mit sozialer Ungleichheit in verschiedenen Lebensbereichen einhergeht. Diese Informationen sind jedoch notwendig, um individuelle und gesellschaftliche Konsequenzen abschätzen zu können.

Zusammenfassend repräsentiert das DIR aktuell die beste Datengrundlage, um Fragen zur Nutzung von Reproduktionsmedizin zu beantworten. Trotz der Limitationen, finden sich in diesem noch immer die umfanglichsten Informationen zur Nutzung von Reproduktionsmedizin in Deutschland. Allerdings ohne die Berücksichtigung weniger invasiver Verfahren wie Insemination und die für die sozialwissenschaftliche Perspektive so zentrale Verknüpfung zu sozio-strukturellen Merkmalen. Sozialwissenschaftliche Datensätze stellen bisher eher eine Ergänzung zum DIR dar, da sie sich auf das Wissen über und Einstellungsfragen zu Reproduktionsmedizin oder deren hypothetischen Nutzung beziehen. Viele dieser Datensätze mit Informationen zu Einstellungen und Wissen über Reproduktionsmedizin sind repräsentativ für Gesamtdeutschland (siehe Tabelle 2). Dies ermöglicht erste Rückschlüsse darauf, welche gesellschaftliche Relevanz und Akzeptanz Reproduktionsmedizin in Deutschland innehat.

Die Datensätze, die detaillierte Informationen zur Nutzung von Reproduktionsmedizin erfragen, bieten einen guten Ansatz, um ableiten zu können, welche Informationen ei-

ne Erhebung mit Fokus auf die Zielgruppe der Nutzer*innen von Reproduktionsmedizin im Idealfall enthalten könnte. Aus methodischer Perspektive besteht die grundsätzliche Herausforderung darin, die Zielgruppe zu benennen und dann deren Mitglieder für Befragungszwecke zu identifizieren (Schütte/Schmies 2014). Die Bestimmung der Zielgruppe hängt auch im Forschungsfeld der Reproduktionsmedizin eng mit der zugrunde gelegten Forschungsfrage zusammen. So können infertile Personen mit Kinderwunsch (die nicht zwingend Reproduktionsmedizin in Anspruch nehmen und so auch als Referenzgruppe dienen können), Personen in reproduktionsmedizinischer Behandlung, Eltern nach reproduktionsmedizinischer Behandlung oder aber auch die Kinder, die mit Hilfe von reproduktionsmedizinischen Maßnahmen entstanden sind, die Zielgruppe darstellen. All diese Teilgruppen werden in repräsentativen Bevölkerungsumfragen bisher nicht angemessen abgebildet bzw. stellen für Auswertungen meist eine zu kleine Stichprobe dar (siehe Datenüberblick in Abschnitt 5). Damit einher geht eine fehlende Generalisierbarkeit der Forschungsergebnisse. Aufgrund der Sensitivität des Themenkomplexes, was auf alle oben genannten Zielgruppen zutrifft, ist zudem mit einem erschwerten Follow-up von Studienteilnehmer*innen zu rechnen, wie der Methodenbericht zum Follow-up der PinK Daten nahelegt (Passet-Wittig, Schuhrke, et al. 2016). Diese Panel-Daten wären jedoch Voraussetzung für die Ermittlung mittel- und langfristiger Konsequenzen der Nutzung von Reproduktionsmedizin und für die Klärung von Kausalitäten. Dies gilt unabhängig von den potentiellen Zielgruppen und unterstreicht die Bedeutung von Follow-up Samples für das Forschungsfeld der Reproduktionsmedizin aus sozialwissenschaftlicher Perspektive.

Bei der Auswahl der Zielgruppe kann zudem die Individualperspektive von Frauen oder Männern eingenommen werden, wobei letztere in der Vergangenheit eher unterrepräsentiert war. Das DIR fokussiert ebenfalls auf die Behandlungen von Frauen, auch wenn Paare die überwiegende Behandlungseinheit in Deutschland darstellen. Die Paarperspektive stellt eine weitere Betrachtungsdimension dar und kann nur mit Hilfe von sozialwissenschaftlichen Forschungsdesigns eingenommen werden. Dabei wird bisher bevorzugt die gegengeschlechtliche Paarperspektive beleuchtet (siehe u.a. Passet-Wittig 2017). Gleichgeschlechtliche Paare bilden in der Behandlungspraxis in Deutschland die Ausnahme und verlagern ihre reproduktionsmedizinische Therapie eher ins Ausland (Dethloff 2016; Müller-Götzmann 2009; Thorn 2010), was reproduktionsmedizinische Behandlungen damit zu einem grenzüberschreitenden Phänomen macht (Präg/Mills 2017).

Die methodischen Herausforderungen enden jedoch nicht mit der Auswahl der Zielgruppe. Entsprechend der Forschungsfrage muss die geeignete Erhebungsmethode gewählt werden. Aufgrund der Sensibilität der Fragen – insbesondere, wenn infertile Paare einen unerfüllten Kinderwunsch aufweisen und sich dazu aktuell in Behandlung befinden – müssen die Vor- und Nachteile der einzelnen Methoden abgewogen werden. Die folgenden Überlegungen zielen dabei beispielhaft auf die Erfassung von Personen in reproduktionsmedizinischer Behandlung ab und müssen auf die anderen Zielgruppen ggf. angepasst werden.

Der Zugang über IVF-Kliniken scheint auf den ersten Blick ein besonders gut geeignetes Mittel, um Personen zu erreichen, die über Erfahrungen mit Reproduktionsmedizin verfügen. Allerdings ist es so nicht möglich die Personen zu erreichen, die infertil sind, aber keine reproduktionsmedizinische Therapie in Anspruch nehmen. Damit fehlt eine

wichtige Vergleichsgruppe (Greil 1997), um zu erforschen, wer aus welchen Gründen Reproduktionsmedizin nutzt oder auch nicht. Beim Zugang über Kliniken muss zudem die Problematik des Convenience Sampling (Lohr 2010) berücksichtigt werden. Man greift dabei auf die Personen zurück, die gerade vor Ort, also in den Reproduktionskliniken, verfügbar sind. Die Auswahl ist entsprechend nicht repräsentativ und die Generalisierbarkeit der Ergebnisse eingeschränkt. Ein Großteil der infertilen Personen nimmt womöglich keines der hoch spezialisierten IVF-Verfahren in Anspruch, sondern nutzt hormonelle Behandlungen und Inseminationsverfahren, um sich den Kinderwunsch zu erfüllen. Dies spricht dafür, die Definition von Reproduktionsmedizin eher weiter zu fassen, um ein angemessenes Abbild der Realität zu schaffen. Weiterhin gilt es den Leidensdruck infertiler Personen und Paare und deren Einfluss auf das Antwortverhalten zu berücksichtigen. Hier ist eine Verschiebung in Richtung sozialer Erwünschtheit anzunehmen und auch der Stress, der durch die Behandlung entsteht, kann das Antwortverhalten verzerren (ausführlich dazu Greil 1997).

Online-Befragungen wären eine mögliche Alternative, die gerade vor dem Hintergrund der Sensibilität des Themas zu erwägen ist (Stichwort Anonymität). Aber auch hier müssen Vor- und Nachteile abgewogen werden (siehe Dillman et al. 2014; Schnell 2012). Vor allem der von Rauprich et al. (2012) gewählte Zugang über Internetforen, in denen sich potentiell Betroffene austauschen, scheint von zu vielen Nachteilen geprägt zu sein (Selektivität u.a. in Bezug auf Internet-Zugang, Technikaffinität und Wahrnehmung der Befragung, siehe Abschnitt 5). Dies mündet in einer Gruppe von Befragten, welche Personen in reproduktionsmedizinischer Therapie nicht angemessen abbilden.

Um möglichst generalisierbare Befunde zu erhalten, wäre eine repräsentative Stichprobenziehung sinnvoll. Aufgrund der Nutzungszahlen ist zu befürchten, dass für verallgemeinerbare Ergebnisse dabei zu geringe Fallzahlen für die Nutzer*innen von Reproduktionsmedizin generiert werden. Dies gilt insbesondere dann, wenn man nach den Behandlungsverfahren differenzierte Analysen vornehmen möchte. Methodisch könnte ein Oversampling der Personen in reproduktionsmedizinischer Behandlung in Erwägung gezogen werden. Allerdings ist für ein solches Vorgehen unklar, nach welchen Kriterien das Oversampling stattfinden sollte. Dazu weiß man bisher zu wenig über die soziostrukturellen Merkmale von Personen in reproduktionsmedizinischer Behandlung, auch wenn es erste Ergebnisse kleiner Stichproben dazu gibt (Dietrich/Wevers 2010; Passet-Wittig 2017).

Als ursächlich für die Defizite im Wissen über die Nutzung von Reproduktionsmedizin in Deutschland zeigen sich eher die Hürden in der Datenerhebung, die mit dem sensiblen Forschungsfeld einhergehen, als dass Reproduktionsmedizin als blinder Fleck in der sozialwissenschaftlichen Forschung bezeichnet werden kann. Diese Hürden gilt es vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen, die mit steigenden Nutzungszahlen einhergehen, zu überwinden. Eine detaillierte Betrachtung, nicht nur der Nutzung von Reproduktionsmedizin, ist aus verschiedenen Perspektiven heraus notwendig. So kann aus medizinischer Perspektive die Beratung und Aufklärung zu reproduktionsmedizinischen Behandlungen nur auf die tatsächliche Zielgruppe abgestimmt werden, wenn man mehr über diese weiß. Und aus sozialwissenschaftlicher Perspektive ist detailliertes Wissen über die Nutzung von Reproduktionsmedizin notwendig, um potentielle Konsequenzen der Nutzung für Individuum und Gesellschaft abzuschätzen und gesellschaftlich wie poli-

tisch angemessen einordnen zu können. Dabei können Ergebnisse aus anderen Ländern erste Hinweise geben. Allerdings ist die Übertragbarkeit dieser Ergebnisse auf den deutschen Kontext aufgrund rechtlicher und kultureller Besonderheiten eingeschränkt und unterstreicht die Notwendigkeit länderspezifischer Analysen.

Literaturverzeichnis

- Beier, H. M., Bujard, M., Diedrich, K., Dreier, K., Frister, H., Kentenich, H. & Zenner, H.-P. (2017). *Ein Fortpflanzungsmedizingesetz für Deutschland*. Halle (Saale): Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, (Diskussion Nr. 13).
www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2017_Diskussion_Fortpflanzungsmedizin.PDF [Stand: 2018-07-17].
- BMFSFJ (2012). *Richtlinie über die Gewährung von Zuwendungen zur Förderung von Maßnahmen der assistierten Reproduktion*.
www.verwaltungsvorschriften-im-internet.de/bsvwwbund_29032012_4148730001.htm [Stand: 2018-07-17].
- BMFSFJ (2016a). *Hilfe und Unterstützung bei ungewollter Kinderlosigkeit*.
www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/familie/schwangerschaft-und-kinderwunsch/hilfe-und-unterstuetzung-bei-ungewollter-kinderlosigkeit/76012 [Stand: 2018-07-17].
- BMFSFJ (2016b). *Unterstützung bei Kinderwunschbehandlungen auch für unverheiratete Paare*.
www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/alle-meldungen/unterstuetzung-bei-kinderwunschbehandlungen-auch-fuer-unverheiratete-paare/76008 [Stand: 2018-07-17].
- Bockenheimer-Lucius, G., Thorn, P., & Wendehorst, C. (2008). *Umwege zum eigenen Kind – Ethische und rechtliche Herausforderungen an die Reproduktionsmedizin 30 Jahre nach Louise Brown*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Buchholz, T. (2017). Was treibt unsere Patienten ins Ausland? *Der Gynäkologe*, 50, S. 403-408.
 doi:10.1007/s00129-017-4074-7.
- Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag (2010). *Brief Nr. 38*.
www.tab-beim-bundestag.de/de/pdf/publikationen/tab-brief/TAB-Brief-038.pdf [Stand: 2018-07-17].
- Decieux, J. P. P., Mergener, A., Sischka, P., & Neufang, K. (2015). Implementation of the forced answering option within online surveys: Do higher item response rates come at the expense of participation and answer quality? *Psihologija*, 48, 4, S. 311-326. doi:10.2298/PSI1504311D.
- Destatis (2016). *Durchschnittliches Alter der Mutter bei Geburt des Kindes 2014*.
www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Geburten/Tabellen/GeburtenMutterBiologischesAlter.html [Stand: 2018-07-17].
- Dethloff, N. (2016). *Gleichgeschlechtliche Paare und Familiengründung durch Reproduktionsmedizin*.
library.fes.de/pdf-files/dialog/12770.pdf [Stand: 2018-07-17]
- Deutscher Bundestag (2010). *Zur Fortpflanzungsmedizin: Rahmenbedingungen, wissenschaftlich-technische Entwicklungen und Folgen. Bericht des Ausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung. (18. Ausschuss) gemäß § 56a der Geschäftsordnung*. Deutscher Bundestag, Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung (Drucksache 17/3579).
dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/037/1703759.pdf [Stand: 2018-07-17].
- Diedrich, K., Felberbaum, R., Griesinger, G., Hepp, H., Kreß, H., & Riedel, U. (2008). *Reproduktionsmedizin im internationalen Vergleich*. Berlin: Friedrich Ebert-Stiftung.
- Diedrich, K., Ludwig, M., & Griesinger, G. (2013). *Reproduktionsmedizin*. Berlin: Springer.
- Diel, A. (2014). *Leihmutterchaft und Reproduktionstourismus* (Vol. 11). Frankfurt am Main: Wolfgang Metzner Verlag.
- Dietrich, E. S., & Wevers, W. (2010). Effects of the Statutory Health Insurance Modernization Act on the supply and expenditure situation in cases of assisted reproductive technologies in Germany. *Fertility and sterility*, 93, 3, S. 1011-1013. doi:10.1016/j.fertnstert.2009.07.1665.

- Dillman, D. A., Smyth, J. D., & Christian, L. M. (2014). Web questionnaires and implementation. In: Dillman, D., Smyth, J. D. & Christian, L. M., *Internet, phone, mail and mixed-mode surveys: The tailored design method*. Hoboken: Wiley, S. 301-350.
- DIR (2016). Deutsches In-vitro-Fertilisationsregister: Jahrbuch 2015. *Journal of Reproductive Medicine and Endocrinology*, 13(5).
- DIR (2017). Deutsches In-vitro-Fertilisationsregister: Jahrbuch 2016. *Journal of Reproductive Medicine and Endocrinology*, 14(6).
- DRZE (2017). *Deutsches Referenzzentrum für Ethik in den Biowissenschaften, Im Blickpunkt: Präimplantationsdiagnostik*.
www.drze.de/im-blickpunkt/pid/medizinisch-naturwissenschaftliche-aspekte [Stand: 2018-07-17].
- Ezugwu, E., & Van der Burg, S. (2015). Debating elective single embryo transfer after in vitro fertilization: a plea for a context sensitive approach. *Annals of medical and health sciences research*, 5, 1, S. 1-7. doi:10.4103/2141-9248.149761.
- Ferraretti, A. P., Goossens, V., Kupka, M., Bhattacharya, S., de Mouzon, J., Castilla, J. A. (2013). Assisted reproductive technology in Europe, 2009: Results generated from European registers by ESHRE. *Human Reproduction*, 28, 9, S. 2318-2331. doi:10.1093/humrep/det278.
- Frommel, M. (2013). Die Neuregelung der Präimplantationsdiagnostik durch § 3a Embryonenschutzgesetz. *Juristenzeitung*, 68, 10, S. 488-495.
- Frommel, M., Taupitz, J., Ochsner, A., & Geithövel, F. (2010). Rechtslage der Reproduktionsmedizin in Deutschland. *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 2010, 7, 2, S. 96-105.
- Gómez-Tatay, L., Hernández-Andreu, J. M., & Aznar, J. (2017). Mitochondrial modification techniques and ethical issues. *Journal of Clinical Medicine*, 6, 3, S. 25. doi:10.3390/jcm6030025.
- Greil, A. L. (1997). Infertility and psychological distress: A critical review of the literature. *Social Science & Medicine*, 45, 11, S. 1679-1704. doi:10.1016/S0277-9536(97)00102-0.
- Gust, U., & Kücking, M. (2015). Maßnahmen zur Herbeiführung einer Schwangerschaft aus dem Blickwinkel der gesetzlichen Versicherung – Voraussetzung und Finanzierung. In Mayer-Lewis, B. & Rupp, M. (Hrsg.), *Der unerfüllte Kinderwunsch. Interdisziplinäre Perspektiven*. Opladen: Barbara Budrich: S. 89-105.
- Haug, S., Vernim, M., & Weber, K. (2015). Wissen über Fertilität und assistierte Reproduktion und Einstellung zur Reproduktionsmedizin in Deutschland und international. Stand der Forschung. *Arbeitspapier 1.03*.
www.oth-regensburg.de/fileadmin/media/fakultaeten/s/forschung_projekte/IST/newire/NeWiRe_1.03_Wissen_und_Einstellung_in_der_Bev%C3%B6lkerung.pdf [Stand: 2018-07-17].
- Haug, S., Vernim, M., & Weber, K. (2017). Kinderwunsch und Kinderwunschbehandlung bei Frauen mit Migrationshintergrund. *profamilia Magazin* 1, 5.
- Haug, S., Vernim, M., & Weber, K. (2017). Wissen und Einstellungen zur Reproduktionsmedizin von Frauen mit Migrationshintergrund in Deutschland. *Journal of Reproductive Medicine and Endocrinology*, 14, S. 7. doi:10.1055/s-0035-1563078.
- Haug, S., & Weber, K. (2017). *Familienplanung und Reproduktionsmedizin bei Frauen mit Migrationshintergrund*.
www.informationsportal-kinderwunsch.de/fileadmin/templates/pdf/Studie_Fam.planung_u._Repro.med_b._Frauen_m._Migrationshintergrund.pdf [Stand: 2018-07-17].
- Hoßmann, I., & Sütterlin, S. (2007). *Ungewollt kinderlos: was kann die moderne Reproduktionsmedizin gegen den Kindermangel in Deutschland tun?* Berlin: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.
- Huinink, J., Brüderl, J., Nauck, B., Walper, S., Castiglioni, L., & Feldhaus, M. (2011). Panel analysis of intimate relationships and family dynamics (pairfam): Conceptual framework and design. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 23, 1, S. 77-101.
- Ledger, W., Gallo, F., Hoorens, S., Ziebe, S., & Connolly, M. (2006). *Present discounted value of children born using IVF compared with naturally conceived children: A simplified UK calculation*. Paper presented at the 22nd Annual Meeting of the European Society of Human Reproduction and Embryology, Prague, 18-21 June 2006.

- Levine, H., Jørgensen, N., Martino-Andrade, A., Mendiola, J., Weksler-Derri, D., Mindlis, I. & Swan, S. H. (2017). Temporal trends in sperm count: a systematic review and meta-regression analysis. *Human Reproduction Update*, S. 1-14. doi:10.1093/humupd/dmx022.
- Lohr, S. (2010). *Sampling - design and analysis*. Boston: Brooks/Cole.
- Maio, G., Eichinger, T., & Bozzaro, C. (2013). *Kinderwunsch und Reproduktionsmedizin. Ethische Herausforderungen der technisierten Fortpflanzung*. Freiburg: Verlag Karl Alber.
- Müller-Götzmann, C. (2009). *Artifizielle Reproduktion und gleichgeschlechtliche Elternschaft: eine arztrechtliche Untersuchung zur Zulässigkeit fortpflanzungsmedizinischer Maßnahmen bei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften*. Heidelberg: Springer-Verlag (Veröffentlichung des Instituts für Deutsches, Europäisches und Internationales Medizinrecht, Gesundheitsrecht und Bioethik der Universitäten Heidelberg und Mannheim, Band 35).
- Passet-Wittig, J. (2017). *Unerfüllte Kinderwünsche und Reproduktionsmedizin. Eine sozialwissenschaftliche Analyse von Paaren in Kinderwunschbehandlung*. Opladen, Toronto & Berlin: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 49).
- Passet-Wittig, J., Letzel, S., Schneider, N. F., Schuhrke, B., Seufert, R., & Münster, E. (2014). *The PinK Study – Methodology of the baseline survey of a prospective cohort study of couples undergoing fertility treatment*. Wiesbaden: Federal Institute for Population Research (BiB Daten- und Methodenberichte 1/2014).
- Passet-Wittig, J., Schneider, N. F., Letzel, S., Schuhrke, B., Seufert, R., Zier, U., & Münster, E. (2016). Prävalenz von Infertilität und Nutzung der Reproduktionsmedizin in Deutschland. *Journal of Reproductive Medicine and Endocrinology*, 13, 3, S. 80-90.
- Passet-Wittig, J., Schuhrke, B., Herold, L., Letzel, S., Münster, E., Zier, U., & Schneider, N. F. (2016). *The PinK Study – Methodology of the follow-up survey of a prospective cohort study of couples undergoing fertility treatment*. Wiesbaden, Federal Institute for Population Research (BiB Daten- und Methodenberichte 4/2016).
- Präg, P., & Mills, M. (2017). Assisted reproductive technology in Europe. Usage and regulation in the context of cross-border reproductive care. In Kreyenfeld, M. & Konietzka, D. (Hrsg.), *Childlessness in Europe. Contexts, causes, and consequences*. Wiesbaden: Springer, S. 289-309.
- Rauprich, O. (2008). Sollen Kinderwunschbehandlungen von den Krankenkassen finanziert werden? Ethische und rechtliche Aspekte. In Bockenheimer-Lucius, G., Thorn, P. & Wendehorst, C. (Hrsg.), *Umwege zum eigenen Kind*. Göttingen: Universitätsverlag, S. 31-48.
- Rauprich, O., Berns, E., & Vollmann, J. (2012). Kinderwunschbehandlungen aus Sicht von Patienten, Experten und der Allgemeinbevölkerung – Ergebnisse einer Umfragestudie zur Finanzierung, Patientenaufklärung und Entscheidungsfindung in der Reproduktionsmedizin in Deutschland. In Rauprich, O. & Vollmann, J. (Hrsg.), *Die Kosten des Kinderwunsches. Interdisziplinäre Perspektiven zur Finanzierung reproduktionsmedizinischer Behandlungen*. Münster: LIT Verlag: S. 121-214.
- Revermann, C., & Hüsing, B. (2011). *Fortpflanzungsmedizin: Rahmenbedingungen, wissenschaftlich-technische Entwicklungen und Folgen*. Berlin edition sigma (Studien des Büros für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag, Band 32).
- Şahinöl, M., & Kuhnt, A.-K. (2018). Quo Vadis Fetura? Reproduktionstechnologien als Teil des Human Enhancement. Ein Ländervergleich zwischen Deutschland und der Türkei. In Göcke, B. & Meier-Hamidi, F. (Hrsg.), *Designobjekt Mensch. Die Agenda des Transhumanismus auf dem Prüfstand*. Freiburg: Herder, S. 429-460.
- Schnell, R. (2012). *Survey-Interviews*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Schütte, M., & Schmies, T. (2014). Befragung von speziellen Populationen. In Baur, N. & Blasius, J. (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 799-809.
- Stephoe, P. C., & Edwards, R. G. (1978). Birth after the reimplantation of a human embryo. *The Lancet*, 312, 8085, S. 366.
- Stock, G., Bertram, H., Prskawetz, A., Holzgreve, W., Kohli, M., & Staudinger, U. M. (2012). *Zukunft mit Kindern: Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz* (Vol. 29). Frankfurt am Main: Campus Verlag.

- Stöbel-Richter, Y., Geue, K., Borkenhagen, A., Braehler, E., & Weidner, K. (2012). What do you know about reproductive medicine? Results of a German representative survey. *PloS one*, 7, 12, e50113. doi:10.1371/journal.pone.0050113.
- Thorn, P. (2010). Geplant lesbische Familien. *Gynäkologische Endokrinologie*, 8, 1, S. 73-81. doi:10.1007/s10304-009-0348-z.
- Tinneberg, H.-R. (2012). Kostenerstattung für In-vitro-Fertilisation aus Sicht der klinischen Reproduktionsmedizin. In Rauprich, O. & Vollmann, J. (Hrsg.), *Die Kosten des Kinderwunsches. Interdisziplinäre Perspektiven zur Finanzierung reproduktionsmedizinischer Behandlungen*. Münster: LIT Verlag, S. 13-20.
- Trappe, H. (2016). Reproduktionsmedizin: Rechtliche Rahmenbedingungen, gesellschaftliche Relevanz und ethische Implikationen. In Niephaus, Y., Kreyenfeld, M. & Sackmann, R. (Hrsg.), *Handbuch der Bevölkerungssoziologie*. Wiesbaden: Springer, S. 393-413.
- United Nations (2014). *Reproductive rights are human rights: A handbook for national human rights institutions*. www.ohchr.org/Documents/Publications/NHRIHandbook.pdf [Stand: 2018-07-17].
- Werdig, M. (2012). In-vitro-Fertilisation und die fiskalischen Erträge von Kindern. In Rauprich O. & Vollmann, J. (Hrsg.), *Die Kosten des Kinderwunsches. Interdisziplinäre Perspektiven zur Finanzierung reproduktionsmedizinischer Behandlungen*. Münster: LIT Verlag, S. 85-106.
- WHO (2017). *Sexual and reproductive health: Infertility definitions and terminology*. www.who.int/reproductivehealth/topics/infertility/definitions/en/ [Stand: 2018-07-17].
- Wippermann, C. (2014). *Kinderlose Frauen und Männer – Ungewollte und gewollte Kinderlosigkeit im Lebenslauf und Nutzung von Unterstützungsangeboten*. www.bmfsfj.de/blob/94130/bc0479bf5f54e5d798720b32f9987bf2/kinderlose-frauen-und-maenner-ungewollte-oder-gewollte-kinderlosigkeit-im-lebenslauf-und-nutzung-von-unterstuetzungsangeboten-studie-data.pdf [Stand: 2018-07-17].
- Wischmann, T. (2012). Psychosoziale Aspekte von Fertilitätsstörungen – Ihre Relevanz für die Finanzierung von Kinderwunschbehandlungen. In Rauprich, O. & Vollmann, J. (Hrsg.), *Die Kosten des Kinderwunsches. Interdisziplinäre Perspektiven zur Finanzierung reproduktionsmedizinischer Behandlungen*. Münster: LIT Verlag, S. 21-36.

Eingereicht am/Submitted on: 18.10.2017

Angenommen am/Accepted on: 17.07.2018

Anschriften der Autoren:

Dr. Anne-Kristin Kuhnt
Eva Depenbrock
Sabrina Unkelbach

Universität Duisburg-Essen
Fakultät für Gesellschaftswissenschaften
Institut für Soziologie
Lotharstr. 65
47057 Duisburg
Deutschland/Germany

E-Mail/Email: anne-kristin.kuhnt@uni-due.de
eva.depenbrock@stud.uni-due.de
sabrina.unkelbach@stud.uni-due.de

Johannes Jungbauer, Katharina Heitmann, Andrea Westphal & Miriam Vock

Erwachsene Kinder psychisch erkrankter Eltern: Ergebnisse einer explorativen Fragebogenstudie

Adult children of parents with mental illnesses: Results from an exploratory survey

Zusammenfassung:

Zielsetzung: In diesem Beitrag werden Ergebnisse der EKipeE-Studie vorgestellt, in der erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern befragt wurden. Ziel war es, die von den Befragten wahrgenommenen langfristigen Auswirkungen auf ihre Biographie, ihre Persönlichkeit und ihre Sozialbeziehungen zu beschreiben. Außerdem sollten Zusammenhänge zwischen ausgewählten belastenden Kindheitserfahrungen und Problemen im Erwachsenenalter untersucht werden. Ferner sollten die Unterstützungsbedürfnisse und -wünsche der erwachsenen Kinder erfasst werden. *Methode:* Im Rahmen einer online-Fragebogenstudie wurden $N=561$ erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern befragt. Die quantitativen Fragebogendaten wurden mit SPSS 23.0 statistisch ausgewertet; die freien Antworten und Kommentare wurden inhaltsanalytisch ausgewertet. *Ergebnisse:* Die Studienteilnehmer berichteten vielfältige emotionale und soziale Probleme, die sie als Folgen ihrer Kindheitserfahrungen wahrnehmen. Sehr häufig haben sie das Gefühl, in ihrer Identität und ihrem Verhalten negativ geprägt zu sein. Viele äußern deswegen einen Bedarf an professioneller Beratung und Unterstützung. *Diskussion:* Es handelt sich um die bislang umfangreichste Studie zu den langfristigen Folgen einer Kindheit mit einem psychisch kranken Elternteil im deutschsprachigen Raum. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass frühzeitige Hilfe- und Präventionsangebote für betroffene Kinder, Eltern und Familien notwendig sind. Auch die Bereitstellung

Abstract:

Objective: This paper presents the results of the EKipeE Study, which surveyed the adult children of parents with mental illnesses. The objective of the study was to extrapolate the long-term effects that parents' mental illnesses had on their children's biographies, personalities, and social relationships. The study also aimed to make connections between specific stressful situations in childhood and problems in later life. Additionally, the study aimed to understand what kind of support the adult children required and wanted. *Method:* Using an online questionnaire, $N=561$ adult children of parents with mental illnesses were surveyed. The quantitative survey data was statistically analyzed using SPSS 23.0; the qualitative data from answers and other remarks was evaluated using content analysis. *Results:* Participants in the study reported a diverse range of emotions and social problems that they perceived as having resulted from their childhood experiences. They often had the feeling that their identity and behavior had been affected negatively. Consequently, many expressed a need for professional counselling and support. *Discussion:* The study was the most extensive to date within German-speaking countries to survey the long-term effects of a childhood spent with a parent with mental illnesses. The results underline the need for early support and prevention services for affected children, parents, and families. The provision of specific counselling services for adult

spezifischer Beratungsangebote für erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern wird empfohlen.

children of parents with mental illnesses is also recommended.

Schlagwörter: erwachsene Kinder, psychisch kranke Eltern, langfristige Auswirkungen, Entwicklungsrisiken, Hilfebedarf für betroffene Familien

Key words: adult children, parents with mental illnesses, long-term effects, development risks, support for affected families

1. Einleitung

Lange Zeit galten die Kinder psychisch kranker Eltern als die „vergessenen Angehörigen“, denn Forschung und Praxis interessierten sich primär für die erwachsenen Familienangehörigen (Jungbauer et al. 2001). Erfreulicherweise hat sich dies in den vergangenen 15 Jahren grundlegend geändert. Mittlerweile sind auch in Deutschland etliche Studien zur Lebenssituation und zu Entwicklungsrisiken der betroffenen Kinder und Jugendlichen durchgeführt worden (Lenz 2014; Lenz et al. 2011; Wiegand-Grefe et al. 2009; Stelling et al. 2008). Die vorliegenden Forschungsbefunde belegen, dass Kinder psychisch erkrankter Eltern häufig gravierende Belastungen erleben, wie z.B. Ängste, Überforderung, Scham- und Schuldgefühle sowie Stigmatisierung (Lenz 2014). Sehr häufig geht eine psychische Erkrankung auch mit gravierenden Problemen auf der Paarbeziehungsebene der Eltern einher, so dass viele Kinder Trennungen, Beziehungsabbrüche und Diskontinuität emotionaler Bindungen erleben. Hinzu kommt, dass in vielen der betroffenen Familien die Kinder unzureichend über die elterliche psychische Erkrankung informiert sind. Nicht selten wird dieses Thema nach innen und außen tabuisiert, was die Verunsicherung und Überforderung der Kinder weiter verstärkt (Jungbauer et al. 2011). All diese Belastungen führen im Zusammenspiel mit einer erhöhten genetischen Vulnerabilität der Kinder zu einem deutlich erhöhten Risiko für Verhaltensauffälligkeiten, hochunsichere Bindungen, schulische Probleme oder eigene psychische Störungen (Jungbauer 2016). In der Kinder- und Jugendpsychiatrie haben nahezu 50% der behandelten Kinder mindestens einen psychisch kranken Elternteil (Mattejat/Remschmidt 2008). Vor diesem Hintergrund haben Kinder und ihre psychisch kranken Eltern einen erheblichen Hilfebedarf auf unterschiedlichen Ebenen, z.B. im Hinblick auf altersgerechte Information, emotionale Entlastung, Anleitung im Umgang mit Krisen, Krankheitskommunikation sowie Erziehungsfragen (Lenz 2010; 2014; Wahl et al. 2016). Daher wurde in den letzten Jahren eine Reihe von familienorientierten, ressourcenfördernden Präventionsansätzen entwickelt und implementiert (Wiegand-Grefe et al. 2011; Heitmann et al. 2012; Lenz 2010; Magolei et al. 2016).

Im Mittelpunkt der fachlichen Aufmerksamkeit standen bislang vor allem die minderjährigen Kinder psychisch erkrankter Eltern. Hingegen wurde bislang kaum untersucht, wie sich das Aufwachsen mit einem psychisch kranken Elternteil langfristig auf den weiteren Lebensweg der Kinder auswirkt. Die Fachpublikationen hierzu sind rar und vor allem im englischen Sprachraum erschienen (Murphy et al. 2011). Im Folgenden seien die wichtigsten Ergebnisse der vorliegenden Studien zusammengefasst: Im Zuge des Erwachsenwerdens ist die Autonomieentwicklung und Ablösung vom Elternhaus oft erschwert

(Stelling et al. 2008). Viele erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern erleben dauerhaft eine starke emotionale Ambivalenz, die im Spannungsfeld zwischen Verantwortungsübernahme und Abgrenzung bzw. dem Wunsch nach einem „eigenen Leben“ entsteht (Sollberger et al. 2008; Orts/Jungbauer 2013). Das Thema „Verantwortung“ zieht sich oft wie ein roter Faden durch die Erwachsenenbiographie der Kinder und gewinnt besondere Bedeutung, wenn der psychisch erkrankte Elternteil pflegebedürftig wird (Forster 2010). Die meisten erwachsenen Kinder beschreiben negative Auswirkungen ihrer Kindheitserfahrungen auf ihr heutiges Leben, wenngleich zum Teil auch positive Aspekte benannt werden, z.B. eine Intensivierung der Eltern-Kind-Beziehungen oder die Entwicklung persönlicher Stärken, wie Empathie, Belastbarkeit und Verantwortungsbewusstsein (Bauer et al. 2015). Allerdings werden in erster Linie Belastungen und Probleme berichtet. So erleben es viele erwachsene Kinder als schwierig, anderen Menschen zu vertrauen und Nähe zuzulassen (Duncan/Browning 2009). Häufig sind auch Probleme beim Aufbau von Freundschaften und bei der Gestaltung sozialer Beziehungen (O’Connell 2008). In einigen Studien zeigten sich bei erwachsenen Kindern psychisch erkrankter Eltern anhaltende Identitätsprobleme und ein geringeres Selbstwertgefühl als bei Personen einer Vergleichsgruppe (Manjula/Raguram 2009; Murphy et al. 2016). Die Wahrscheinlichkeit für psychosomatische und psychische Beschwerden (v.a. depressive Probleme) ist bei erwachsenen Kindern erhöht (Meyer et al. 2001; Mowbray et al. 2006). Vor diesem Hintergrund besteht bei vielen erwachsenen Kindern der Wunsch bzw. der Bedarf nach professioneller Unterstützung, Beratung und Therapie (Sollberger et al. 2008; Orts/Jungbauer 2013; Jungbauer/Heitmann 2018). In einigen Studien berichtete knapp die Hälfte der Befragten, schon einmal psychotherapeutische Hilfe in Anspruch genommen zu haben (Murphy et al. 2016; Orts/Jungbauer 2013).

Bei den meisten der vorliegenden Studien zu erwachsenen Kindern psychisch kranker Eltern handelt es sich um qualitative Interviewstudien mit relativ kleinen Stichproben. Diese Studien leisten zweifellos einen wertvollen Beitrag zur Erschließung des wenig beforschten Themas und zum ganzheitlichen Verständnis langfristiger biographischer Entwicklungen. Gleichwohl ist es natürlich wünschenswert, langfristige Entwicklungsfolgen bei erwachsenen Kindern auch quantitativ und anhand von größeren Stichproben zu untersuchen. Dies war der Ausgangspunkt für die Konzeption der EKipeE-Studie („*Erwachsene Kinder psychisch erkrankter Eltern*“), die im Folgenden vorgestellt werden soll.

2. Fragestellung und Methodik

Die EKipeE-Studie wurde zwischen September 2015 und Januar 2016 am Institut für Gesundheitsforschung und Soziale Psychiatrie (igsp) der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen in Aachen durchgeführt. In diesem Forschungsprojekt wurden Personen befragt, die mit (mindestens) einem psychisch erkrankten Elternteil aufgewachsen sind. Ziel war es, die von den Befragten wahrgenommenen langfristigen Auswirkungen auf ihre Biographie, ihre Persönlichkeit und ihre Sozialbeziehungen zu beschreiben. Außerdem sollten Zusammenhänge zwischen ausgewählten belastenden Kindheitserfahrungen und Problemen im Erwachsenenalter untersucht werden. Schließlich sollten auch Unterstützungsbedürfnisse und -wünsche erwachsener Kinder psychisch Kranker erfasst werden.

Um möglichst viele erwachsene Kinder zu erreichen, wurde die Befragung als explorative Online-Studie konzipiert. Auf der Grundlage der eingangs referierten Forschungsbefunde wurde speziell für die Zwecke der Studie ein eigener Fragebogen entwickelt, der über eine Kurz-URL oder einen QR-Code verlinkt war und online am PC, Tablet oder Smartphone ausgefüllt werden konnte. Zur technischen Umsetzung wurde das Internet-Fragebogentool LimeSurvey verwendet. Potentielle Studienteilnehmer wurden zum einen über Berichte in regionalen und überregionalen Tageszeitungen über die geplante Studie informiert und zur Teilnahme aufgerufen. Darüber hinaus wurden Informations-Flyer und Plakate erstellt, die an Kliniken, Arztpraxen und therapeutische Einrichtungen verteilt wurden. Eine wichtige Rolle bei der Rekrutierung spielte zudem die Unterstützung durch Multiplikatoren, die z.B. über ihre E-Mail-Verteiler auf die Studie hinwiesen und gleichsam im „Schneeball-Verfahren“ für die Verbreitung dieser Information sorgten. Auch in den Newslettern einiger Fachverbände wurde der Link zum Online-Fragebogen platziert. Wichtige Kooperationspartner und Multiplikatoren waren dabei u.a. der *Bundesverband der Angehörigen psychisch erkrankter Menschen* (BApK), die *Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie* (DGSP), die *Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder psychisch erkrankter Eltern* (BAG KipE), sowie der Verein *Seelenerbe e.V.* (vgl. Jungbauer/Wirth 2016).

Der Online-Fragebogen umfasste mehrere Themenbereiche, wobei Fragen zu folgenden Aspekten gestellt wurden: (1) Personenbezogene und soziodemographische Daten; (2) Angaben zur Herkunftsfamilie und zur elterlichen psychischen Erkrankung; (3) Kindheitserfahrungen im Zusammenhang mit der elterlichen Erkrankung; (4) Auswirkungen auf das eigene Leben und die eigene Person; (5) Bindungsverhalten in nahen persönlichen Beziehungen; (6) eigene psychische Probleme; (7) Wünsche / Bedarf im Hinblick auf Unterstützung und Beratung. Die Fragen der Themenbereiche 3 bis 6 waren als fünffach gestufte Items skaliert (Antwortformat jeweils 1 = „trifft voll und ganz zu“ bis 5 = „trifft überhaupt nicht zu“). Um die in der Forschungsliteratur zu Kindern psychisch kranker Eltern häufig beschriebene Belastungsaspekte Angst und Überforderung präziser abzubilden, wurden zwei kurze, selbst entwickelte Fragebogenskalen eingesetzt. Die Skala „Überforderung“ erfragt mithilfe von vier Items, inwieweit das Zusammenleben mit dem erkrankten Elternteil als überfordernd erlebt wurde ($\alpha = .71$; Beispiel: „Ich musste früh sehr viel Verantwortung [z.B. im Haushalt, für meine Geschwister] übernehmen.“). Die Skala „Angst um den erkrankten Elternteil“ erfasst mithilfe von zwei Items Befürchtungen um einen möglichen Verlust des Elternteils ($\alpha = .74$; Beispiel: „Ich hatte Angst, dass er/sie sich was antut.“). Heutige persönliche Probleme der Befragten wurden anhand der Skalen „Depressionsneigung“ (drei Items, $\alpha = .81$; Beispiel: „Ich neige zu depressiven Gedanken und Gefühlen“) und „Geringe Kontrollüberzeugung“ (sieben Items, $\alpha = .67$; Beispiel: „Ich neige in vielen Situationen dazu, mich als Opfer zu fühlen“) erfragt. Abschließend bot der Fragebogen auch die Möglichkeit zu freien Antworten und Kommentaren¹.

Die erhobenen Fragebogendaten wurden in SPSS 23.0 exportiert und statistisch ausgewertet. Die Auswertung der freien Antworten und Kommentare erfolgte nach dem Prinzip der strukturierenden Inhaltsanalyse für qualitative Daten (Mayring 2010). Dabei

1 Der vollständige Fragebogen kann unter folgendem Link als pdf-Datei eingesehen werden: <https://www.katho-nrw.de/index.php?id=10975>

war es das Ziel, die zentralen Inhalte der freien Antworten induktiv herauszufiltern und in einem Kategoriensystem abzubilden. Um eine möglichst eindeutige Zuordnung der Fundstellen zu gewährleisten, wurde ein Kodiermanual entwickelt, das eine möglichst präzise Beschreibung der jeweiligen Kategorien und Subkategorien sowie ein typisches Zitat (Ankerbeispiel) enthielt. Der qualitative Auswertungsprozess und die Ergebnisse wurden im Rahmen eines regelmäßigen Forschungskolloquiums im Sinne einer intersubjektiven Validierung kritisch überprüft (Steinke 2010).

3. Ergebnisse

Insgesamt riefen 615 Personen den Online-Fragebogen auf; 561 erwachsene Kinder psychisch erkrankter Eltern nahmen danach an der Befragung teil (86,8% Frauen). Die Studienteilnehmer waren zwischen 18 und 79 Jahren alt, das Durchschnittsalter betrug 34,4 Jahre ($SD = 12,3$ Jahre). Der größte Teil der Befragten lebte mit einem festen Partner zusammen (37,3%) oder war verheiratet (26,3%); 34,9% waren alleinstehend, 6,2% geschieden. Ein Drittel der Studienteilnehmer hatte eigene Kinder. Im Hinblick auf den beruflichen Status gaben 49,1% an, erwerbstätig zu sein, 4,2% waren arbeitssuchend. 33,5% studierten an einer Hochschule, 5,3% waren Schüler oder Auszubildende, 7,9% bezogen eine Rente.

55,4% der Befragten waren mit einer psychisch kranken Mutter aufgewachsen, 21,6% mit einem psychisch kranken Vater. 23% gaben an, dass beide Eltern erkrankt gewesen seien. Bei den Diagnosen der erkrankten Eltern waren Mehrfachnennungen möglich. Als häufigste Erkrankung der Mutter wurde die Diagnose Depression genannt (46,3% der Mütter betroffen), gefolgt von Angststörungen (17,3%), Persönlichkeitsstörungen (15,2%), Schizophrenie (15,0%), Suchterkrankungen (14,6%), bipolaren Störungen (10,9%) sowie Essstörungen (4,1%). Mehr als ein Drittel der Befragten gab an, dass die Mutter von mehreren Störungen betroffen war. Die häufigsten Kombinationen bei den erkrankten Müttern waren Depression + Suchterkrankungen (8,9%), Depression + Angststörungen (13,9%), Depression + Persönlichkeitsstörung (9,3%), Depression + Schizophrenie (5,9%)². Als häufigste Erkrankung des Vaters wurde ebenfalls die Depression angegeben (19,3% der Väter betroffen), gefolgt von Suchterkrankungen (17,8%), bipolaren Störungen (7,0%), Schizophrenie (5,5%), Angststörungen (3,7%), Persönlichkeitsstörungen (3,6%) und Essstörungen (0,5%). 14,4% der Teilnehmer berichteten, dass der Vater von mehreren Störungen betroffen war. Die häufigsten Kombinationen bei den erkrankten Vätern war Depression + Sucht (7,5%). Die meisten Befragten berichteten erhebliche Belastungen in ihrer Kindheit. So gaben 73,9% an, sich im Zusammenleben mit ihrem psychisch erkrankten Elternteil überfordert gefühlt zu haben; bei weiteren 16,3% war dies zumindest manchmal der Fall. 76,7% hatten als Kind das Gefühl, dass das elterliche Verhalten nicht nachvollziehbar oder unberechenbar war. Knapp zwei Drittel mussten bereits sehr früh viel Verantwortung übernehmen, z.B. im Haushalt oder für die Geschwister. 74,2% der Befragten berichteten, sie hätten sich als Kind häufig oder zumindest gelegentlich für den erkrankten Elternteil geschämt. Eine häufige Kindheitserfahrung war auch die

2 Darunter sind Fälle, für die mehr als zwei Diagnosen berichtet wurden.

permanente (47,6%) oder phasenweise (15,8%) auftretende Angst vor dem Suizid des erkrankten Elternteils.

Mehr als die Hälfte der erwachsenen Kinder war der Auffassung, dass sich das Aufwachsen mit ihrem psychisch erkrankten Elternteil negativ auf ihren weiteren Lebensweg ausgewirkt habe. Fast zwei Drittel sahen einen ungünstigen Einfluss auf die eigene Persönlichkeitsentwicklung. 61,7% der Befragten berichteten negative Auswirkungen ihrer Kindheitserfahrungen auf ihr heutiges Selbstwertgefühl. 52,8% gaben an, häufig depressive Gedanken und Gefühle zu haben; 68,9% glauben, etwas leisten zu müssen, um sich gut fühlen zu können. Andererseits war nur ein Drittel der Befragten der Überzeugung, dass sich die Erfahrungen mit dem psychisch erkrankten Elternteil negativ auf die heutige Berufstätigkeit auswirken. Im Hinblick auf das eigene Bindungs- und Sozialverhalten schätzten sich die Befragten als wenig sicher ein: Anderen Menschen zu vertrauen und von ihnen abhängig zu sein, fällt 66,0% der erwachsenen Kinder generell schwer. Über die Hälfte (54,5%) machten sich oft Sorgen, dass sie von persönlich nahestehenden Menschen im Stich gelassen werden könnten. Über die Hälfte berichteten zudem einen negativen Einfluss auf ihre heutigen Familien-, Paar- und Sozialbeziehungen. Mehr als zwei Drittel der erwachsenen Kinder gaben an, selbst einige oder sogar erhebliche psychische Probleme zu haben; bei einem Drittel hatte schon einmal ein Arzt oder Psychotherapeut eine psychische Erkrankung diagnostiziert. Hierbei wurde die Diagnose „Depression“ am häufigsten genannt (69,1%), gefolgt von Angststörungen (37,6%), Persönlichkeitsstörungen (28,2%), Essstörungen (25,4%), Posttraumatischen Belastungsstörungen (14,4%), bipolaren Störungen (7,7%) sowie Suchterkrankungen (7,2%; Mehrfachnennungen möglich).

Die belastenden Kindheitserfahrungen hängen systematisch mit aktuellen Problemen der Studienteilnehmer zusammen: So zeigten sich positive Korrelationen zwischen den Skalen „Überforderung“ (in der Kindheit) und den das aktuelle Befinden beschreibenden Skalen „Depressionsneigung“ ($r = .27, p < .001$) und „geringes Kontrollerleben“ ($r = .27, p < .001$). Ebenso zeigte sich, dass „Angst um den erkrankten Elternteil“ in der Kindheit positiv mit Depressionsneigung und geringem Kontrollerleben zusammenhängt ($r = .17$ bzw. $r = .18$, beide $p < .001$).

Zusätzlich wurde in zwei Regressionsmodellen die aktuelle Depressionsneigung und das Kontrollerleben durch die Überforderung und Angst in der Kindheit vorhergesagt (siehe Tabelle 1). Dabei konnte der mögliche Einfluss von Lebensalter und Geschlecht statistisch kontrolliert werden. Es zeigte sich, dass die im Kindesalter erlebte Überforderung ein signifikanter Prädiktor für Depressionsneigung ($\beta = .25, p < .001$) und für geringes Kontrollerleben im Erwachsenenalter ist ($\beta = .23, p < .001$). Für die Vorhersage der geringen Kontrollüberzeugung erwies sich die Angst um den erkrankten Elternteil als zwar schwächerer, aber zusätzlicher signifikanter Prädiktor über den Effekt der Überforderung hinaus ($\beta = .09, p < .05$). In einem weiteren Regressionsmodell (siehe Tabelle 1) wurde das Item „Ich bin mir sicher, dass ich mich auf mir nahestehende Menschen verlassen kann“ als ein grober Indikator für eine sichere Bindung als Kriterium verwendet; hier erwies sich erneut das Überforderungserleben in der Kindheit als ein signifikanter Prädiktor ($\beta = -.24, p < .001$).

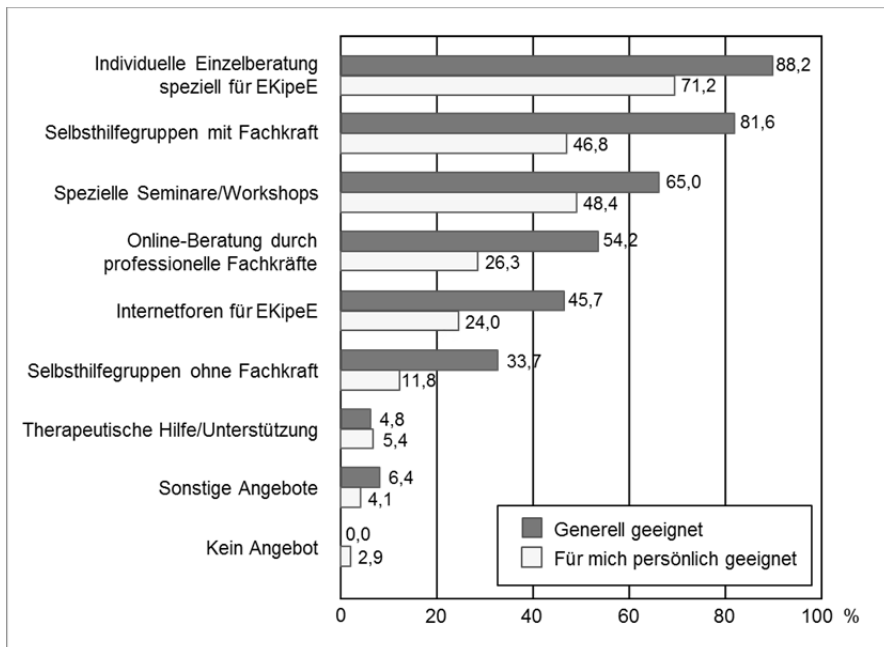
Tabelle 1: Prädiktion von Problemen im Erwachsenenalter durch Kindheitserfahrungen

	Depressionsneigung		Geringes Kontrollerleben		Sichere Bindung	
	β	SE	β	SE	β	SE
Geschlecht ¹	.00	.13	-.18	.13	.11	.13
Alter	-.04	.04	-.01	.04	.04	.05
Überforderung in der Kindheit	.25***	.05	.23***	.05	-.24***	.05
Angst vor Verlust des Elternteils	.08	.05	.09*	.05	.00	.05
R^2	8.1%		8.2%		5.7%	

Anmerkungen: Standardisierte Ergebnisse, d.h. abhängige Variablen und alle kontinuierlichen unabhängigen Variablen wurden zuvor am Mittelwert und der Standardabweichung der Gesamtstichprobe z-standardisiert. Skalen Depressionsneigung, Geringes Kontrollerleben, Sichere Bindung: 0 (trifft überhaupt nicht zu) bis 5 (trifft voll und ganz zu); * $p < .05$. *** $p < .001$; $N = 561$; 1 Referenz = weiblich

Im Hinblick auf Unterstützungsbedürfnisse und -wünsche machten 517 der Befragten Angaben. Davon waren 78,9% der Befragten der Auffassung, dass erwachsene Kinder einen Bedarf an Beratung und Unterstützung haben. Dabei wurden unterschiedliche Unterstützungsformen differenziell bewertet (siehe Abbildung 1). Die höchste Zustimmung (88,2%) erhielt das Angebot einer individuellen Einzelberatung speziell für erwachsene Kinder psychisch erkrankter Eltern. Auch professionell begleitete Selbsthilfegruppen wurden als sehr geeignet eingeschätzt. Das Interesse bzw. die Bereitschaft, selbst ein entsprechendes Hilfeangebot in Anspruch zu nehmen, war durchgängig geringer ausgeprägt als die Einschätzung von dessen grundsätzlicher Eignung. Hilfeangebote ohne Begleitung oder Anleitung durch eine professionelle Fachkraft wurden insgesamt als am wenigsten hilfreich eingeschätzt.

Abbildung 1: Unterstützungsbedürfnisse und -wünsche



Ergänzende Aspekte zeigten sich bei der qualitativen Auswertung der freien Anmerkungen und Kommentare. 149 Studienteilnehmer (24,2%) hatten von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, das betreffende Feld auszufüllen. In einem vorbereitenden Schritt wurden diese zum Teil sehr ausführlichen Anmerkungen gesichtet und nach inhaltlichen Kriterien in $n=315$ thematische Texteinheiten aufgeteilt. Bei der inhaltsanalytischen Auswertung dieser Texteinheiten konnten folgende Kategorien herausgearbeitet werden: (1) Erfahrungen und Belastungen in der eigenen Kindheit; (2) heutige Belastungen durch die elterliche Erkrankung; (3) langfristige Auswirkungen auf das eigene Leben; (4) Unterstützungsbedürfnisse und -wünsche; (5) Kommentare zum Fragebogen und zur Studie. Viele der Befragten hatten zunächst das Bedürfnis, ihre Kindheitserfahrungen, die elterliche Erkrankung, und die Beziehungen in ihrer Herkunftsfamilie genauer zu erläutern (49 Anmerkungen). Dabei wurden zum Teil sehr belastende und traumatisierende Erlebnisse beschrieben, wie z.B. Misshandlungs- und Missbrauchserfahrungen oder der Suizid des erkrankten Elternteils. Zahlreiche Kommentare bezogen sich auf damals erlebte Gefühle von Angst, Überforderung, Hilflosigkeit und Isolation. Ferner wurde auch die Tabuisierung der elterlichen Erkrankung als großes Problem beschrieben:

„Ich hatte immer das Gefühl, ich darf/kann keinem Außenstehenden erzählen, was zuhause passiert bzw. dass meine Mutter eine psychische Erkrankung hat. Als Kind habe ich es automatisch für mich behalten, hatte aber gleichzeitig eine Riesenlast damit zu tragen, da ich ständig mit Konflikten allein zurechtkommen musste.“ (ID 508, 24-jährige Tochter einer schizophren erkrankten Mutter)

Darüber hinaus bezogen sich 19 freie Antworten darauf, dass eine elterliche psychische Erkrankung auf Dauer ein schwieriges, belastendes und schambesetztes Thema bleibt, selbst wenn die Kinder schon längst erwachsen sind. Zum Teil wurde dabei eine starke innere Ambivalenz beschrieben, weil sich erwachsene Kinder einerseits für den psychisch kranken Elternteil verantwortlich fühlen, andererseits den Kontakt (z.B. aus Selbstschutz) am liebsten abbrechen würden. Doch auch erwachsene Kinder erleben es als schwierig, über ihre Belastungen und Probleme zu sprechen. Die elterliche Erkrankung bleibt oft dauerhaft ein „Tabuthema“. Belastungen werden in manchen Fällen über Jahrzehnte hinweg erlebt und können zu Gefühlen von Zermürbung und Überdruß führen:

„Für mich ist der Kontakt zu meiner Mutter bis heute sehr belastend. So hart es klingen mag, aber ich habe manchmal das Gefühl, dass es besser für alle wäre, wenn sie endlich sterben würde.“ (ID 172, 48-jähriger Sohn einer bipolar erkrankten Mutter)

71 Anmerkungen bezogen sich auf die Einschätzung, dass sich das Aufwachsen mit einem psychisch kranken Elternteil sehr nachhaltig auf die eigene Biographie ausgewirkt habe. Viele der Studienteilnehmer schilderten dabei das Gefühl, durch ihre Kindheitserfahrungen ungünstig „geprägt“ worden zu sein. Die Auseinandersetzung mit der eigenen belasteten Kindheit wurde von einigen Befragten als langwieriger und mühsamer Prozess beschrieben:

„Mir ist durch die Teilnahme an der Befragung noch mal sehr bewusst geworden, wie stark das Aufwachsen mit meiner psychisch erkrankten Mutter mein Leben beeinflusst hat. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis ich persönlich mich von den Auswirkungen der Erkrankung meiner Mutter befreien konnte.“ (ID 6, 45-jährige Tochter einer schizophren erkrankten Mutter)

Zahlreiche Anmerkungen der erwachsenen Kinder bezogen sich auch auf eigene psychische Probleme, die sie als Folge ihrer Kindheitserfahrungen erleben, wie z.B. Depressionen, Angst, Schlafstörungen oder Suchtverhalten, sowie auf Versuche, diese im Rahmen

einer Psychotherapie oder von seelsorgerischen Gesprächen aufzuarbeiten. Allerdings wurden auch positive Auswirkungen der elterlichen Erkrankung dargestellt. Einige erwachsene Kinder haben das Gefühl, auch von ihren Erfahrungen zu profitieren, z.B. durch die Entwicklung besonderer Kompetenzen und Kenntnisse (z.B. Empathie) oder durch eine tiefgehende persönliche Auseinandersetzung:

„Ich bin aber auch froh, dass mich diese Erfahrung geprägt hat. Diese Extrembelastung hat mich dazu gezwungen, mich intensiv mit mir auseinanderzusetzen und das empfinde ich als Geschenk. Ich glaube, das macht man nur, wenn der Leidensdruck sehr stark ist.“ (ID 490, 35-jährige Tochter einer bipolar erkrankten Mutter und eines schizophran erkrankten Vaters)

Unterstützungsbedürfnisse und -wünsche wurden in 77 freien Antworten beschrieben. Generell wünschten sich viele der Befragten mehr Aufmerksamkeit für die besonderen Probleme von erwachsenen Kindern psychisch kranker Eltern. Ärzte, Psychotherapeuten, Sozialarbeiter und Lehrer sollten aus ihrer Sicht besser über dieses wichtige Thema Bescheid wissen. Einige Studienteilnehmer wünschten sich die Möglichkeit zum Austausch mit anderen erwachsenen Kindern. Am häufigsten wurde indes der Wunsch nach spezifischen, auf die besonderen Bedürfnisse von erwachsenen Kindern zugeschnittenen Beratungs- und Hilfeangeboten geäußert, sei es im Einzel- oder Gruppenkontext:

„Man kann nur entweder zu Selbsthilfegruppen oder in Psychotherapie gehen. Es wäre hilfreich, wenn es entsprechende spezifische Beratungsstellen gäbe, an die man sich wenden könnte, falls in Krisensituationen „alte Verhaltensweisen“ hochkommen. Eine Psychotherapie ist zu hochschwellig... manchmal bräuchte es nur ein, zwei Gespräche, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen.“ (ID 167, 51-jährige Tochter eines Vaters mit Depression und Suchterkrankung)

Schließlich nutzten zahlreiche Studienteilnehmer das Anmerkungsfeld auch für Kommentare zum Fragebogen und zur Studie (99 Anmerkungen). Viele äußerten sich dankbar, dass sich „endlich“ einmal jemand für die Belange der erwachsenen Kinder interessiere und gaben ihrer Hoffnung Ausdruck, dass die Studie Positives bewirken möge. Einige zeigten sich interessiert an den Ergebnissen der Befragung, gaben Anregungen für eventuelle weiterführende Studien oder boten ihre Unterstützung dabei an. Zum Teil wurde der Fragebogen auch kritisch kommentiert, z.B. wegen der „Reduktion des komplexen Themas“ bei der Erfassung mit einem Fragebogen; allerdings überwogen auch hier deutlich die positiven Bewertungen.

4. Diskussion

Die in diesem Beitrag vorgestellte EKipeE-Studie ist die bislang umfangreichste Befragung von erwachsenen Kindern psychisch erkrankter Eltern im deutschsprachigen Raum. Die dargestellten Befunde stehen im Einklang mit den eingangs referierten Studien, die belegen, dass das Aufwachsen mit einem psychisch erkrankten Elternteil oft sehr belastend für die Kinder ist und sich wahrscheinlich sehr nachhaltig auf ihr weiteres Leben, ihre Persönlichkeit und ihre Sozialbeziehungen auswirkt (Murphy et al. 2011; Murphy et al. 2016; Orts/Jungbauer 2013; O’Connell 2008). Viele Kinder psychisch erkrankter Eltern erleben auch als Erwachsene Einschränkungen und Probleme, die sie als direkte oder indirekte Folgen ihrer Kindheitserfahrungen wahrnehmen. Sehr häufig haben sie das Gefühl, in ihrer Identität und ihrem Verhalten negativ geprägt zu sein. Darüber hinaus gaben in der vorlie-

genden Studie mehr als zwei Drittel der Befragten an, selbst einige oder sogar erhebliche psychische Probleme zu haben; bei knapp 34% wurde schon einmal eine psychische Störung ärztlich bzw. psychotherapeutisch diagnostiziert und behandelt. Hierbei ist zu bedenken, dass generell ein großer Teil der Personen mit behandlungsbedürftigen psychischen Problemen niemals hierfür zuständige Gesundheitsdienste in Anspruch nimmt (Jacobi et al. 2014). Die Anzahl der erwachsenen Kinder mit klinisch relevanten psychischen Problemen dürfte daher noch deutlich höher sein als die o.g. Zahl der diagnostizierten und behandelten Fälle.

Die Ergebnisse der EKipeE-Studie deuten weiterhin darauf hin, dass mit Blick auf die psychische Erkrankung der Eltern insbesondere das Gefühl der Überforderung in der Kindheit eng mit der aktuellen Depressionsneigung und einer geringen Kontrollüberzeugung verknüpft ist. Dieser Befund unterstreicht die Notwendigkeit für Unterstützungsangebote für Kinder psychisch erkrankter Eltern, die in den letzten Jahren auch vermehrt geschaffen worden sind (Lenz, 2010; Wiegand-Grefe et al. 2011; Magolei et al. 2016). Aus Sicht der Befragten waren nicht alle aktuellen Lebensbereiche gleichermaßen durch die Kindheitserfahrungen beeinträchtigt. So gab nur ein Drittel an, dass sich die Kindheitserfahrungen negativ auf die aktuelle berufliche Situation ausgewirkt hätten. Hingegen nahm die Mehrzahl der Befragten negative Auswirkungen der Kindheitserfahrungen auf das aktuelle Selbstwertempfinden, das Wohlbefinden und partnerschaftliche Beziehungen wahr. Zugleich erleben es viele erwachsene Kinder als schwierig, über ihre Erfahrungen und Belastungen zu sprechen. Scham- und Schuldgefühle, Stigmatisierungsbefürchtungen oder die Angst, von schmerzhaften Gefühlen überflutet zu werden, können den Weg aus einer solchen Sprachlosigkeit und Isolation erschweren (Sollberger et al. 2008).

Die Ergebnisse der EKipeE-Studie legen ferner die Hypothese nahe, dass erwachsene Töchter psychisch kranker Eltern anders mit erlebten Belastungen umgehen als erwachsene Söhne. Für diese Vermutung spricht der sehr hohe Frauenanteil in der Stichprobe (86,8%), der auch den Erfahrungswerten der meisten anderen Studien zu diesem Thema entspricht (Murphy et al. 2011; O'Connell 2008; Sollberger et al. 2008). Auch die freien Anmerkungen stammten zum größten Teil von erwachsenen Töchtern. Generell scheinen Frauen offener dafür zu sein, an entsprechenden Befragungen teilzunehmen und ihre Erfahrungen mitzuteilen. Auch in Selbsthilfegruppen finden sich regelmäßig mehr erwachsene Töchter als Söhne (Knutson-Medin et al. 2007). Dies könnte an geschlechtsspezifischen Bewältigungsstrategien liegen: Während Frauen sich bei emotionalen Belastungen eher mitteilen und um soziale Unterstützung bemühen, tendieren Männer dazu, sich zurückzuziehen und ihre Probleme „mit sich selbst auszumachen“ (Sollberger et al. 2008; Schone/Wagenblass 2010).

Bei der wissenschaftlichen Einordnung der EKipeE-Studie muss eine Reihe von Limitationen beachtet werden. So ist die befragte Stichprobe zwar groß ($N=561$), vermutlich aber nicht repräsentativ für die Gesamtheit der erwachsenen Kinder psychisch Kranker, weil die Studienteilnahme über einen im Internet frei zugänglichen Online-Fragebogen erfolgte und die Rekrutierung auch über einschlägige Netzwerke und Fachverbände erfolgte. Es war im Projekt daher nicht möglich, ein gesteuertes Sampling bzw. eine repräsentative Stichprobenziehung vorzunehmen. Möglicherweise fand somit ein Übersampling von Personen statt, die sich besonders intensiv mit ihren Kindheitserfahrungen auseinandersetzen. Die Analysen zeigen zudem, dass sich deutlich mehr Frauen beteiligten als

Männer. Zu beachten ist ferner, dass die Daten dieser Studie keine kausalen Zusammenhänge zwischen Belastungen in der Kindheit und aktuellen Problemen belegen können, sondern stattdessen beschreiben, welche aktuellen Schwierigkeiten die Befragten haben, die sie selbst als Auswirkungen der Belastungen in der Kindheit erleben. Die eher mäßige Varianzaufklärung der Regressionsanalysen deutet zudem darauf hin, dass in zukünftigen Analysen weitere Aspekte berücksichtigt werden sollten, die mit der Depressionsneigung und der geringen Kontrollüberzeugung im Erwachsenenalter assoziiert sein können, wie bspw. der Bildungsabschluss. Aus diesem Grund müssen die vorliegenden Befunde mit gebührender Vorsicht interpretiert werden. Ungeachtet dieser methodischen Einschränkung sind die Ergebnisse der EKipeE-Studie überaus aufschlussreich und können wertvolle Anregungen für die gemeindepsychiatrische Praxis geben.

Im Hinblick auf die Konzeption geeigneter Hilfeangebote ist bedeutsam, dass sich viele erwachsene Kinder psychisch kranker Eltern (insbesondere Töchter) eine „passende“ Möglichkeit wünschen, über ihre Erfahrungen, die eigene Rolle und ihr emotionales „Erbe“ zu sprechen, z.B. im Rahmen einer Therapie, einer Beratung oder einer Selbsthilfegruppe (Knutson-Medin et al. 2007; Heim 2014). Eine spezifische Einzelberatung wird hierbei als am besten geeignet bewertet, gefolgt von professionell angeleiteten Gruppenangeboten. Entscheidend scheinen dabei zwei Aspekte zu sein: Erstens wird ein spezifisches, d.h. auf die Bedürfnisse erwachsener Kinder psychisch erkrankter Eltern zugeschnittenes Angebot gewünscht. Zweitens soll die Beratung bzw. Anleitung durch eine qualifizierte professionelle Fachkraft erfolgen. Diese sollte aus Sicht der Befragten über ein fundiertes Wissen über psychische Erkrankungen verfügen, ferner über unterschiedliche Hilfemöglichkeiten und -angebote. Auf die wichtige Bedeutung professioneller Fachkenntnisse und beziehungsorientierter Kompetenzen in der psychosozialen Beratung wird auch in der Fachliteratur hingewiesen: Geeignete Beraterinnen und Berater benötigen hinreichende therapeutische Kompetenzen und Erfahrungen, um Beratungs- und Gruppenprozesse professionell zu steuern und auftretende emotionale Belastungen auffangen zu können (Pauls et al. 2013).

Als Fazit kann festgehalten werden, dass Kinder psychisch kranker Eltern auch noch im Erwachsenenalter vielfältige Belastungen und Probleme erleben. Ihre Kindheitserfahrungen haben oft tiefe Spuren in ihrer Biographie und in ihrer Persönlichkeit hinterlassen. Viele äußern deswegen einen Bedarf an Beratung und Unterstützung. Auch erwachsene Kinder benötigen spezifische, anschlussfähige Hilfeangebote. Sie sollten als eigenständige Adressatengruppe in der gemeindepsychiatrischen Angehörigenarbeit zukünftig stärker wahrgenommen werden.

Literatur

- Bauer, R., Spießl, H. & Helmbrecht, M. J. (2015). Burden, reward, and coping of adult offspring of patients with depression and bipolar disorder. *International Journal of Bipolar Disorders*, 3, 2. doi:10.1186/s40345-015-0021-5.
- Duncan, G. & Browning, J. (2009). Adult attachment in children raised by parents with schizophrenia. *Journal of Adult Development*, 16, S. 76-86. <https://doi.org/10.1007/s10804-009-9054-2>.
- Forster, K. (2010). "You'd think this roller coaster was never going to stop": Experiences of adult children of parents with serious mental illness. *Journal of Clinical Nursing*, 19, S. 3143-3151. doi:10.1111/j.1365-2702.2010.03293.x.

- Heim, S. (2014). Den Kindern Raum geben. In: Mattejat, F. & Lisofsky, B. (Hrsg.), *Nicht von schlechten Eltern. Kinder psychisch Kranker*. Köln: Balance, S. 54-65.
- Heitmann, D., Schmuhl, M., Reinisch, A. & Bauer, U. (2012). Primary prevention for children of mentally ill parents: the Kanu-program. *Journal of Public Health*, 20, S. 125-130. <https://doi.org/10.1007/s10389-011-0447-x>.
- Jacobi, F., M. Höfler, J. Strehle et al. (2014). Psychische Störungen in der Allgemeinbevölkerung. Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland und ihr Zusatzmodul Psychische Gesundheit (DEGS1-MH). *Nervenarzt*, 85, S. 77-87. <https://doi.org/10.1007/s00115-013-3961-y>.
- Jungbauer, J. (2016): Wenn Eltern psychisch krank sind: Belastungen, Entwicklungsrisiken, Hilfebedarf. In: Jungbauer, J. (Hrsg.), *Familien mit einem psychisch kranken Elternteil. Forschungsbefunde und Praxiskonzepte*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (2., überarbeitete und erweiterte Auflage), S. 9-43.
- Jungbauer, J., Bischkopf, J. & Angermeyer, M. C. (2001). Belastungen von Angehörigen psychisch Kranker: Entwicklungslinien, Konzepte und Ergebnisse der Forschung. *Psychiatrische Praxis*, 28, S. 105-114. doi:10.1055/s-2001-12668.
- Jungbauer, J. & Heitmann, K. (2018). *Unsichtbare Narben. Erwachsene Kinder psychisch erkrankter Eltern berichten*. Köln: Balance-Verlag.
- Jungbauer, J., Kinzel-Senkbeil, J., Kuhn, J. & Lenz, A. (2011). Familien mit einem schizophren erkrankten Elternteil: Ergebnisse einer fallrekonstruktiven Familienstudie. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 23, S. 57-76. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-376453>.
- Jungbauer, J. & Wirth, K. (2016). Der lange Schatten der Kindheit. Ergebnisse einer Befragung von erwachsenen Kindern psychisch erkrankter Eltern. *FORUM sozialarbeit + gesundheit* 4/2016, S. 44-47. <https://bit.ly/2Kp8Nvm>.
- Knutson-Medin, L., Edlund, B. & Ramklint, M. (2007). Experiences in a group of grown-up children of mentally ill parents. *Journal of Psychiatric and Mental Health Nursing*, 14, S. 744-752. doi:10.1111/j.1365-2850.2007.01181.x.
- Lenz, A. (2010). *Ressourcen fördern. Materialien für Kinder und ihre psychisch kranken Eltern*. Göttingen: Hogrefe.
- Lenz, A. (2014). *Kinder psychisch kranker Eltern*. Göttingen: Hogrefe (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage).
- Lenz, A., Kuhn, J., Walther, S. & Jungbauer, J. (2011). Individuelles und gemeinsames Coping in Familien mit schizophren erkrankten Eltern. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 60, S. 171-191. <http://hdl.handle.net/20.500.11780/3268>.
- Magolei, V., Valdivia, A. & Jungbauer, J. (2008). AKisiA – Einblicke in die ganzheitliche Beratungspraxis mit Kindern psychisch erkrankter Eltern und ihren Familien. In: Jungbauer, J. (Hrsg.), *Familien mit einem psychisch kranken Elternteil. Forschungsbefunde und Praxiskonzepte*. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich (2., überarbeitete und erweiterte Auflage), S. 80-129.
- Manjula, M., & Raguram, A. (2009). Self-concept in adult children of schizophrenic parents: An exploratory study. *International Journal of Social Psychiatry*, 55, S. 471-479. doi:10.1177/0020764008094732.
- Mattejat, F. & Remschmidt, H. (2008). Kinder psychisch kranker Eltern. *Deutsches Ärzteblatt PP* 7/2008 S. 312-317.
- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (11. Auflage). Weinheim: Beltz (11. Auflage).
- Meyer, C., Mattejat, F., König U., Wehmeier, P. M. & Remschmidt, H. (2001). Psychische Erkrankungen unter mehrgenerationaler Perspektive: Ergebnisse einer Längsschnittstudie mit Kindern und Enkeln von stationär behandelten depressiven Patienten. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 50, S. 525-536. <http://hdl.handle.net/20.500.11780/2564>.
- Mowbray, C. T., Bybee, D., Oyserman, D., McFarlane, P. & Bowersox, N. (2006). Psychosocial outcomes for adult children with parents with severe mental illnesses: Demographic and clinical history predictors. *Health & Social Work*, 31, S. 99-108. <https://bit.ly/21MKSAu>.

- Murphy, G., Peters, K., Jackson, D. & Wilkes, L. M. (2011). A qualitative meta-analysis of adult children of parents with a mental illness. *Journal of Clinical Nursing*, 20, S. 3430-3442. doi:10.1111/j.1365-2702.2010.03651.x.
- Murphy, G., Peters, K., Wilkes, L. M. & Jackson, D. (2016). Adult children of parents with mental illness: Losing oneself. Who am I? *Issues of Mental Health Nursing*, 18, S. 1-6. doi:10.1080/01612840.2016.1178359.
- O'Connell, K. L. (2008). What can we learn? Adult outcomes in children of seriously mentally ill mothers. *Journal of Child and Adolescent Psychiatric Nursing*, 21, S. 89-104. doi:10.1111/j.1744-6171.2008.00136.x.
- Orts, A. & Jungbauer, J. (2013). Erwachsene Töchter psychisch kranker Mütter: Eine qualitative Studie zu biographischen Entwicklungen und Unterstützungsbedarf. In: Wiegand-Grefe, S. & Wagenblass, S. (Hrsg.), *Qualitative Forschungen in Familien mit psychisch erkrankten Eltern*. Weinheim: Juventa, S. 301-334.
- Pauls, H., Stockmann, P. & Reicherts, M. (Hrsg.) (2013). *Beratungskompetenzen für die psychosoziale Fallarbeit. Ein sozialtherapeutisches Profil*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Schone, R. & Wagenblass S. (2010). *Wenn Eltern psychisch krank sind... Kindliche Lebenswelten und institutionelle Handlungsmuster*. Weinheim: Juventa (3. Auflage).
- Sollberger, D., Byland, M. & Widmer, G. (2008). Erwachsene Kinder – Belastungen, Bewältigung und biographische Identität. In: Lenz, A. & J. Jungbauer, J. (Hrsg.), *Kinder und Partner psychisch kranker Menschen*. Tübingen: dgvt-Verlag, S. 157-194.
- Steinke, I. (2010): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick U, von Kardorff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt (9. Auflage), S. 319-331.
- Stelling, K., Habers, I. & Jungbauer, J. (2008). Zwischen Verantwortungsübernahme und Autonomieentwicklung. Jugendliche mit einem psychisch kranken Elternteil. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 57, S. 757-773. <https://bit.ly/2KGqE0a>.
- Wahl, P., Bruland, D., Bauer, U. & Lenz, A. (2016). Subjektive Hilfebedarfe in Familien mit psychisch erkranktem Elternteil – Eine Literaturübersicht. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 65, S. 231-248. <https://bit.ly/2KCezJz>.
- Wiegand-Grefe, S., Gers, S., Plass, A., Petermann, F. & Riedesser, P. (2009). Kinder psychisch erkrankter Eltern: Zusammenhang zwischen subjektiver elterlicher Beeinträchtigung und psychischer Auffälligkeit der Kinder aus Elternsicht. *Kindheit und Entwicklung*, 18, S. 111-121. <https://doi.org/10.1026/0942-5403.18.2.111>.
- Wiegand-Grefe, S., Halverscheid, S. & Plass, A. (2011). *Kinder und ihre psychisch kranken Eltern: Familienorientierte Prävention – Der CHIMPs-Beratungsansatz*. Göttingen: Hogrefe.

Eingereicht am/Submitted on: 17.01.2018

Angenommen am/Accepted on: 02.07.2018

Anschriften des Autors und der Autorinnen/Addresses of the authors:

Prof. Dr. phil. habil. Johannes Jungbauer (Korrespondenzautor/Corresponding author)
Katharina Heitmann, Klinische Sozialarbeiterin (M.A.)

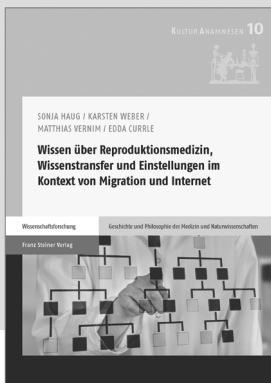
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen/Aachen
Institut für Gesundheitsforschung und Soziale Psychiatrie (igsp)
Robert-Schuman-Straße 25
52066 Aachen
Germany/Deutschland

E-Mail/Email: j.jungbauer@katho-nrw.de
heitmann.katharina@t-online.de

Dr. Andrea Westphal, Diplom-Psychologin
Prof. Dr. Miriam Vock

Universität Potsdam
Professur für Empirische Unterrichts- und Interventionsforschung
Karl-Liebknecht-Str. 24-25
14476 Potsdam
Deutschland/Germany

E-Mail/Email: andrea.westphal@uni-potsdam.de
miriam.vock@uni-potsdam.de



Sonja Haug / Karsten Weber / Matthias Vernim /
Edda Currie

Wissen über Reproduktionsmedizin, Wissenstransfer und Einstellungen im Kontext von Migration und Internet

KULTURANAMNESEN – BAND 10

2018
279 Seiten mit 72 Tabellen
und 116 s/w-Abbildungen
€ 52,-
978-3-515-12012-8
KARTONIERT
978-3-515-12016-6
E-BOOK

Was wissen Frauen, insbesondere solche mit Migrationshintergrund, über die Angebote der Reproduktionsmedizin? Wie hoch ist die Bereitschaft, reproduktionsmedizinische Maßnahmen tatsächlich zu nutzen? Auf der Grundlage umfangreicher empirischer Studien können die Autorinnen und Autoren erstmals Antworten auf diese Fragen geben. Ihre Ergebnisse lassen Aussagen zu über Informationswege und die Rolle des Internets beim Wissenstransfer sowie über die Akzeptanz assistierter Reproduktion und die Inanspruchnahme von Beratungs- und Behandlungsangeboten. Die Studie verknüpft auf der Grundlage einer einzigartigen Methodenvielfalt medizinsoziologische Fragestellungen mit solchen der empirischen Familien-, Gesundheits- und Medienutzungsforschung. In Teilstudien wurden Frauen mit und ohne Migrationshintergrund in einem Telefonsurvey befragt, aber auch ärztliches Personal sowie Expertinnen und Experten aus reproduktionsmedizinischen Zentren. Darüber hinaus wurde eine qualitative Analyse eines Internetforums durchgeführt und eine umfangreiche Literaturlauswertung vorgenommen.



Martin Dinges

Bettine von Arnim und die Gesundheit

Medizin, Krankheit und Familie im 19. Jahrhundert

2018
475 Seiten mit 15 s/w-Abbildungen
€ 34,-
978-3-515-11945-0 GEBUNDEN
978-3-515-11947-4 E-BOOK



Franz Steiner
Verlag

Hier bestellen:
www.steiner-verlag.de



Hans Bertram (Hrsg.)

Zukunft mit Kindern, Zukunft für Kinder

Der UNICEF-Bericht zur Lage
der Kinder in Deutschland im
europäischen Kontext

Die Beiträge des Buches diskutieren aktuelle Forschungsergebnisse zum Aufwachsen von Kindern in Deutschland und Europa in Zeiten von Finanz- und Flüchtlingskrise. Sie unterstreichen, dass den Kinderrechten mehr Nachdruck verliehen werden muss – als normatives Prinzip und als praktische Aufgabe für Politiker, Eltern und Lehrer.

2017 • 260 S. • Kart. • 29,90 € (D) • 30,80 € (A)
ISBN 978-3-8474-0551-1 • eISBN 978-3-8474-0499-6

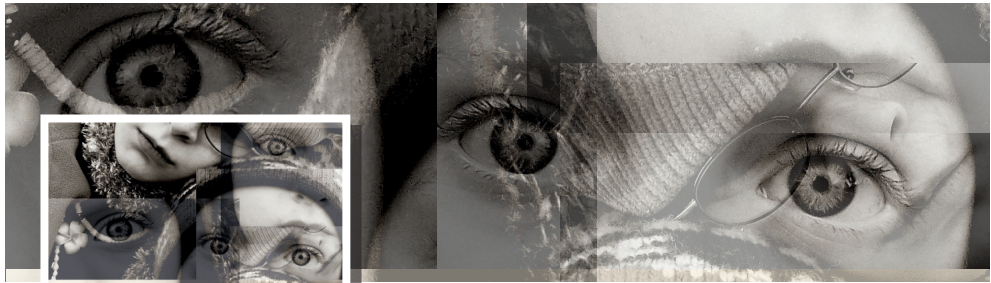


Sina-Mareen Köhler •
Heinz-Hermann Krüger •
Nicole Pfaff (Hrsg.)

Handbuch Peerforschung

Das interdisziplinäre Handbuch gibt einen Überblick über theoretische und methodische Perspektiven der Peerforschung sowie über eine Vielzahl von Gegenstandsfeldern

2016 • 609 S. • Kart. • 69,90 € (D) • 71,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-0699-0 • eISBN 978-3-8474-0845-1



Mariam Irene Tazi-Preve

Das Versagen der Kleinfamilie

Kapitalismus, Liebe und der Staat

2018 • 225 S. • Kart. • 22,90 € (D) • 23,60 € (A) • 2., durchgesehene Auflage
ISBN 978-3-8474-2196-2 • eISBN 978-3-8474-1244-1

Die Autorin geht vom Leiden an den kleinfamilialen Verhältnissen aus und fragt: Kann das Liebespaar wirklich die Basis einer ganzen Gesellschaftsordnung sein? Sie legt die historischen und ideologischen Ursachen des Dilemmas der Kleinfamilie dar statt einem „individuellen Verschulden“ nachzugehen und fordert ein radikales Umdenken des Privaten. Dabei greift sie alle relevanten Themen pointiert und fachkundig auf: das Drama der Mutterschaft, die neue Vaterschaftsdebatte und die Vereinbarkeitsfrage. Sie analysiert die Politik und deren Interesse an der „kleinsten Zelle des Staates“ und zeigt auf, wie das Wirtschaftssystem die Kleinfamilie für sich nutzt und sie an die Grenzen der Belastbarkeit bringt.

„... spannender als jeder Krimi. Das Buch ist nicht nur höchst interessant, sondern macht mich auch betroffen. Und öffnet mir (einmal mehr) die Augen.“

Sibylle Stillhart, Journalistin und Autorin

Aus dem Inhalt:

Die Mutterfalle • Politik und Familie. Die kleinste Zelle des Staates und das Tabu der Gewalt • Die Vereinbarkeitslüge • Die Wirtschaft mit der Familie • „Neue“ oder „alte“ Väter? • Die Sache mit der Sexualität • Familie als matrilineare Verhältnisse • Warum versagt das System Kleinfamilie wirklich?

www.shop.budrich.de